

Daheim



Ein deutsches Familienblatt mit Illustrationen.

Erscheint wöchentlich und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 2 Mark zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels auch in Hefen bezogen werden.

XIV. Jahrgang.

Angegeben am 6. Juli 1878. Der Jahrgang läuft vom Oktober 1877 bis dahin 1878.

1878. N^o 40.

Zum 1. Juli neueingetretene Abonnenten

erhalten gegen Einsendung der Abonnementsquittung und 10 Pf. als Frankatur das lebensgroße Brustbild des Kaisers, welches das Daheim seinen Lesern zum Gedächtniß des zweiten Attentats mit der Nummer vom 8. Juni überreichte, gratis nachgeliefert.

Hierfür wird dasselbe gebrochen unter Kreuzband überandt; wer dasselbe sorgfältig auf Rolle verpackt wünscht, in welchem Falle es für das Einrahmen unbeschädigt bleibt, wolle 70 Pf. (50 Pf. für Porto und 20 Pf. für die Rolle) einenden.

Das vorige Quartal (Nr. 27—39) mit den Anfängen der laufenden Novelle, sowie das vorvorige (Nr. 14—26), in welchem der vorzügliche Fontane'sche Roman „Vor dem Sturm“, eines der feinsinnigsten Erzeugnisse der neuen Romanliteratur beginnt, kann für den gewöhnlichen Abonnementspreis von 2 Mark pro Quartal durch jede Buchhandlung, eventuell auch durch die Unterzeichnete nachbezogen werden. Die Post liefert ältere Quartale nicht.

Daheim-Expedition in Leipzig.

Un capriccio.

Nachdruck verboten.
Bef. v. 11./IV. 70.

Novelle aus der italienischen Gesellschaft von M. Cion.

(Schluß.)

Wir gingen so viel wie möglich im Schatten der Häuser hin, um nicht erkannt zu werden. Meine Füße versagten mir fast den Dienst; ich stützte mich auf den Arm des alten Carlo. Ein tiefer starrer Schmerz hatte sich meiner bemächtigt; wie eine dumpfe Last lag gänzliche Hoffnungslosigkeit auf mir. Ich hätte wünschen mögen, bitterlich weinen zu können, aber mein Auge blieb klar und trocken. Ich sah und merkte alles um mich her, aber es schien mir, daß vor dem einzigen großen Weh, das mich beherrschte, alles andere nichtig und völlig interesselos sei.

Jetzt kamen wir an einem hell erleuchteten Hause vorüber. Es klang Rüst daraus hervor, und einige Offiziere in der mir so wohlbekannten blauen Uniform mit silbernen Verschönerungen schritten quer über die Straße auf den Eingang zu. Die langen Schleppfüßel schlugen rasselnd auf die Platten des Trottoirs, ein fröhliches Lachen klang zu mir herüber — sie waren in der Halle verschwunden. Jetzt tauchten in meinem Gedächtniß die Worte auf, die ich gehört hatte, als ich eine Stunde vorher auf Carlo wartend zum Fenster hinauslugte. Wir gingen hier an dem Kaffeehause vorüber, in welchem der

Capitano mit seinen Kameraden den Abschied von Alexandria festlich beging.

Wenige Minuten später langte ich auf meinem Zimmer an; in wie anderer Stimmung, als da ich es kurz zuvor verlassen hatte! Wie war alles so anders geworden, als ich mir gedacht hatte, wie trostlos legte ich mich heute Abend zur Ruhe!

Als die Mama heimkam und sich besorgt nach meinem Befinden erkundigte, ließ ich die Vorhänge meines Bettes dicht zugezogen und war froh, daß sie ihr meine Züge verbargen.

Leider kann ich die Erzählung von den Ereignissen dieses Tages nicht in harmonischer Weise beschließen. Ich warf mich nicht, wie man vielleicht anzunehmen geneigt ist, ruhelos auf meinem Lager umher, ich träumte nicht schwer und bang von ihm, den ich ungerechter Weise „den Treulosen“ nannte, und mein Kopfstützen wurde nicht mit Thränen getränkt. Nein, Signore, um der Wahrheit die Ehre zu geben, ich war so erschöpft und müde, daß ich des Vorrechts meiner Jugend in vollem Maße genoß und nach kurzen Minuten fest und ruhig einschliefe, um erst andern Morgens von den Klängen der Regimentsmusik, die nahe an unserem Hause vorüberzog, wieder

zu erwachen. Damit allerdings fiel mir mein Leid wieder schwer auf die Seele. Ich sagte mir traurig, daß mein Capitano bereits manche Meile von mir entfernt sei, aber bei Sonnenlicht schaut man allem Unheil muthiger ins Antlitz, und so tröstete ich mich, indem ich allerlei Möglichkeiten ausdachte, die mich nach Genua, der neuen Garnison des Capitano, bringen konnten und freute mich, daß er nicht nach Florenz, Neapel oder sonst einem für mich ganz unerreichbaren Ort verjagt worden war.

Wie erstaunt Sie mich anschauen, Signore! Sie können, scheint es, nicht begreifen, daß ich noch immer nicht den Plan, meinen Officiere zu mir zurückzuführen, aufgeben wollte? O weit davon entfernt, Signore, das wäre vielleicht eines kalten Deutschen würdig gewesen, darnach, wie ich Eure Landsleute oft schildern hörte, aber ein Italiener, und wie Sie sehen werden auch eine Italienerin, glaubt zu sehr an die Macht der Leidenschaft, an den Zauber der Liebe, als daß ein so verunglückter Versuch, wie der meinige es war, allen Wünschen ein Ziel setzen konnte. Ich sagte mir, daß trotz all meiner Leiden und Kämpfe der Capitano ja keine Ahnung von dem Wechsel meiner Gesinnung gegen ihn haben könne; ich stand allerdings von dem Gedanken ab, ihm je wieder in einer ähnlichen Weise zu nahen, wie dies am Abend zuvor in seinem Hause geschehen war, aber um so mehr spannte ich meine Denkkraft an, ein Mittel zu erfinden, das mir eine Begegnung mit ihm auf neutralem Gebiet möglich machte. Ost sah ich den Entschluß, nach Genua zu schreiben, oft schon — ich gestehe es — hielt ich die Feder in der Hand, aber immer wieder zerriss ich die Anfänge zu meinen Briefen und stand zuletzt von meinem Plan ab. Ich war überzeugt, daß nur durch eine persönliche Zusammenkunft mein Zweck erreicht werden könnte, und daß ein Schreiben von meiner Seite stets ungeschickt erschiene und in mehr als einer Beziehung gewagt sein würde.

Aus all diesem Hin und Wieder meiner Gedanken werden Sie errathen, daß mein Geist sich fast ausschließlich mit dem Capitano beschäftigte, seit er mir fern gerückt war. Die Idee, seine Zuneigung wieder zurückzugewinnen, war nach und nach förmlich zur Monomanie bei mir geworden. Die Interessen meines übrigen Bekanntenkreises erblickten von Tag zu Tage mehr für mich, ganz Alessandria erschien mir nur noch wie ein großer langweiliger Steinhaufen, und mein Sinnen und Denken konzentrierte sich in dieser einen Frage an das Schicksal, deren Beantwortung ich mit förmlich störrischer Gewalt zu erzwingen trachtete.

Da wollte es mein guter Stern, daß ein Bruder meines früh verstorbenen Vaters auf einer Geschäftsreise durch Alessandria kam und uns aufsuchte. Es war dies ein alter graubärtiger Landmann, ein reicher Weinbauer, der seinen ganzen Stolz darin setzte, den besten Wein in der Provinz zu erzielen und der zwar in seinen Kreisen als ein Lion angesehen wurde und demgemäß überall auftrat, gegen den ich meistens aber immer eine Abneigung gehabt hatte, da seine bäurischen Manieren mir äußerst unangenehm waren.

Er kam auch heute mit einem kolossalen Knotenstock in der Hand vom Bahnhof angepilgert, tadelte beim Mittagessen in unverblümten Ausdrücken den Wein, nachdem er prüfend sein Glas gegen das Licht gehalten hatte, und zog endlich eine kleine Feldflasche mit Rothwein eigenen Gewächses aus den Taschen seines altmodischen Rockes, worauf er sich, und nur sich allein, ohne irgend welche Entschuldigung für nöthig zu finden, einschänkte.

Dennoch fand ich es heute für gut, ihn meine Ungnade nicht in so kraffer Weise fühlen zu lassen wie sonst wohl. Ich richtete allerhand neugierige Fragen an ihn, suchte ihm die besten Peperoni *) aus und sah mit einer Ueberwindung meiner Gefühle, die einer besseren Sache würdig gewesen wäre, zu, wie er sie mit den Fingern zerlegte und sich zubereitete.

„Wo gehst Du denn eigentlich hin, Onkel?“

„Nach Genua, meine kleine; wenn ich dort nicht Geschäfte hätte, würde ich Dich einladen, mit mir zu kommen. Bist ein prächtig Mädchen geworden; ich könnte immerhin Staat

*) Eine sehr scharfschmeckende Frucht.

machen mit Dir. Zu den Konzerten bei *Acqua Sola* und einem Opernbesuch im *Carlo felice* *) könnte ich Dich schon begleiten.“

Ich jubelte auf vor Freude; meine Mama sah mich starr vor Erstaunen an:

„Wie, *figlia mia*, Du wolltest —“ Und ich wußte mir aus ihren Blicken sehr wohl ihre Worte zu ergänzen: „Du wolltest mit diesem Bären von Reisebegleiter eine Vergnügungstour machen?“

„Gewiß will ich's; — ach, Onkel, guter Onkel, nimm mich mit!“

Des Alten wetterbraunes Gesicht erheiterte sich vor innerem Behagen. Es war ihm sehr recht, daß sein Liebling, der bisher gar zu gern das Stadtdämchen gegen ihn herausgeholt hatte, sich ihm so geneigt zeigte. Er kam mir mit mehr Geschick, als ich ihm je zugetraut, zu Hilfe, und als wir beim Dessert ankamen, waren alle Einwände der Mama siegend in die Flucht geschlagen. Ich eilte auf mein Zimmer, um mit Giovannas Hilfe die Vorbereitungen zur Abreise zu treffen.

Am folgenden Morgen trat ich dem Onkel bereits fertig angekleidet entgegen, als er an meine Thür klopfte, um mich zu wecken. Wir gingen zusammen nach meiner Mutter Wohnzimmer, wo wir den Kaffee einnahmen, dann fuhr Carlo vor, und wir, der alte Weinbauer, Giovanna und ich rollten dem Bahnhof zu.

Vielleicht bin ich nie wieder so froh und hoffnungsvoll auf einer Reise gewesen wie an jenem Tage. Die süße Melodie eines alten Volksliedchens ging mir so lebhaft durch den Sinn, daß ich sie aus dem monotonen Geräusch des Juges herauszuhören glaubte, daß ich meinte, die Vögel, welche neben dem dahineilenden Wagen aus den Weingeländen auflogen, zwitscherten sie mir entgegen. Die Sonne lächelte mir Bewölkung zu, die Olivenbäume nickten so vielversprechend mit den schwanken, silberglänzenden Zweigen, und in mir jauchzte mein Herz, mein zuversichtliches, glückliches Herz:

Ich werd' ihn wiedersehen,
Und müß' durch Flammenschein
Und Meeresflut ich gehen —
Er muß mein eigen sein!

Aus Welt' und Windeswehen,
Hör' ich ein Wort allein:
„Ich werd' ihn wiedersehen,
Mein eigen muß er sein!“**)

Endlich gegen drei Uhr nachmittags passirten wir den letzten Tunnel und sahen, aus dem Dunkel der Felsen auftauchend, *Genova la superba* vor uns liegen. Mein Herz klopfte stürmisch; war mir ja mit dem Aufenthalt in dieser Stadt die Erfüllung meines glühendsten Wunsches unendlich viel näher gerückt, sah ich ja jenen Häusercomplex in Bergen und Grün gelegen und von den Meereswogen umspült nur an als den Aufenthalt des Geliebten, und als solcher erschien er mir unvergleichlich schön und reizvoll. Jetzt fuhren wir in den Bahnhof ein, und wenig Augenblicke später stiegen wir in einem alten jedoch comfortablen Hotel der *Piazza della Annunziata* ab.

Es war ein unscheinbares, äußerlich verwittertes Gebäude mit vielen schiefen und wunderlich geformten Räumen. Wir belegten, da das allgemeine Lesezimmer neben dem Speisesaal keinen ungenirten Aufenthalt bot, außer unsern Schlafzimmern noch einen behaglichen Salon, der die Aussicht über die ganze *Piazza* gewährte. Der Onkel ging baldigst aus, um seine Besorgungen zu machen, und ich setzte mich, innig zufrieden und glücklich auf ein Plätzchen am Fenster, schon schwelgend in der Möglichkeit, ihn zu sehen; ihn, dem jeder meiner Gedanken gehörte, für den ich durch Flammenschein und Meeresflut gegangen wäre, wie ich oft gesungen.

Vorläufig aber verlangte das Schicksal von mir weder jene Feuerprobe, noch den darauf folgenden Abkühlungsprozeß; ja, es schien nicht einmal Notiz davon zu nehmen, welche Opfer an Verkehrskunst und Reiseumöhen mich mein Hiersein gekostet hatte; so viel blauesilberne Uniformen auch über den Platz eilten, der Capitano, mein Capitano, wie ich ihn im Geheimen nannte, schritt nicht vorüber.

Nachdem ich so etwa zwei Stunden vergeblich ausgehant

*) Größtes Genueser Opernhaus.

***) Uebersetzung aus einer italienischen Volksweise.

hatte, trat mein alter Onkel wieder ins Zimmer; er war ungehalten, mich noch nicht zum Diner eingelassen zu haben und machte in bäurischer Weise seine Bemerkungen über mich, was mir unter anderen Verhältnissen gewiß sehr fatal gewesen wäre. Jetzt ließ ich alles gleichgiltig über mich ergehen und harrete nur ungebüdig dem Augenblick entgegen, wo das Mahl beendet und die Zeit unserer Promenade gekommen sein würde.

Weshalb soll ich Sie langweilen, indem ich Ihnen die nun folgenden Stunden und mit Ihnen meine Dualen leidenschaftlicher Ungebild schildere? So köstlich die weiche balsamische Luft mich umwehte, meinem heißen Herzen brachte die erfrischende Abendluft keine Kühlung, mein sehnsüchtiges Verlangen wiegten Waldesrauschen und Wellenplätschern nicht zur Ruhe. Schweigend schritt ich neben meinem wunderlichen alten Begleiter zur Stadt hinab, und stumm zustimmend folgte ich ihm zu einem erhöhten kleinen Garten, in welchem das Licht zahlloser Flämmchen und Lampen ein liebliches Durcheinander von Cypressengrün, Marmorstatuen, Blumen und frohen Menschen beleuchtete. Wir erwählten uns Plätze, von denen aus man alle Ankommenenden gleichsam emporsteigen sehen konnte, wenn sie die breite helle Marmortreppe hinaufstiegen; ein Musikcorps, hinter den Kronen der Bäume verborgen, spielte die süßesten Melodien, die der milde Abend gewiß lockend und ladend weit hinausstrug, hinaus in das Strahlenmeer Genuas, in welchem es von Spaziergängern flutete und wogte. Doch ich harrete unsonst; keine Welle warf meinen Capitano an diesen so anmuthigen Strand.

So war denn, als ich mit schwerem Herzen und unerfüllten Wünschen den nahen Rückweg zum Hotel antrat, der erste Tag zu Ende gegangen, dem nach des Onkels Rathschluß nur noch ein einziger anderer folgen sollte, und traurig und niedergeschlagen legte ich mich zur Ruhe. Was half es, daß ich dem Onkel des Langen und Breiten von dem Capitano vorgeschwätzt und ihn bereits bestimmt hatte, dem Officiate, den er einst klüchtig bei uns kennen gelernt, freundlich entgegenzukommen? Durch einen Zufall mußte die Begegnung doch immerhin erfolgen, und dieser Zufall schien mir nicht wohlzuwollen.

Am folgenden Morgen hatte ich mich trotz der Anstrengungen des vorhergehenden Tages bereits früh erhoben und machte mit Giovannas Hilfe sorgfältig Toilette. Heute mußte sich alles für mich entscheiden, sagte ich mir; heute oder nie sollte mir das Glück kommen.

Das Glück! Ach, über mich thörichtes Wesen; als wenn das Glück, das wahre Glück in der Befriedigung der Leidenschaften bestände! Es ist das ja leider die Ansicht unseres heißblütigen Volkes; aber nichtsdestoweniger liegt eine tiefe und tröstende Wahrheit in Eurer deutschen Auffassung, die da sagt, daß die äußeren Umstände und Lebensverhältnisse ungleich weniger zum Glück beitragen als die innere Befähigung zum Glückseligsein.

Doch damals standen mir dergleichen Betrachtungen fern. Meine fieberhaft erregte Einbildungskraft spiegelte mir immer nur ein Ziel, ein lodendes Bild; und war ich allein, so machte ich mir wieder und wieder die bittersten Vorwürfe, ihn, der jetzt meine ganze Seele einnahm, in blindem Uebermuth von mir gestoßen zu haben. Ich gelobte mir — ich nahm mir vor — ich wollte — ach, was gelobte ich mir nicht alles, was nahm ich mir nicht alles vor, was war ich nicht bereit zu thun! Aber all mein Thatendurst lag vorläufig brach; ich mußte mich passiv oder doch abwartend verhalten.

Während ich mir dies alles sagte, stand ich wie gewöhnlich an einem der Fenster, von dem ich die Piazza della Annunziata übersehen konnte, und mein Blick fiel unwillkürlich auf meinen alten Oheim, der, da er sich von mir unbemerkt glaubte, unter den eifrigsten Reden und Gesticulationen mit einem der Kutscher um den Miethpreis für seinen Wagen feilschte. Jetzt erst kam mir von neuem die Fahrt in den Sinn, zu der ich gestern Abend meine Zustimmung gegeben hatte, um weiteren Vorschlägen und Vergnügungsplänen aus dem Wege zu gehen; die Fahrt nach der Villa Rosazza. Ich dachte dieses Ausfluges jetzt mit wirklichem Interesse; wie

würden Blumen und Bosquets so köstlich anzuschauen sein im schimmernden Frühthau! Wie schön mußte in diesem gedämpften und doch klaren Lichte Genua und sein großartiger Hafen vor uns liegen! Bald danach holte mich mein Oheim ab.

Wir fuhren die Straße zu dem damals neu errichteten Columbusdenkmal hinauf, passirten ein Thor zur Linken und kamen an der altberühmten Villa Doria vorüber; dann eröffnete sich uns links die Aussicht auf Hafen und Stadt. Zwischen dem Meer und der Fahrstraße führt eine breite weiße Marmorterrasse hin, ein köstlicher Spazierweg, sowohl was die Aussicht betrifft, die sich von dort aus bietet, als in Bezug auf die glatten und prächtigen Steinquadern, auf denen der Fuß wie im Tanze dahin gleitet. Ich schaute sehnsüchtigen Auges auf die Terrasse hinab: „Bitte, Onkel,“ rief ich, „schicke den Wagen fort und laß uns den Heimweg zu Fuß machen; ich möchte so gern ein halbes Stündchen auf der Terrasse spazieren gehen.“

Es schien mir wirklich so reizend, hier am Meeresufer auf der herrlich ebenen und weitausgedehnten Fläche einen Gang zu machen, daß ich am liebsten sofort diesen Plan zur Ausführung gebracht hätte, und nur die Ehen vor dem Spott des Alten ließ mich hiervon abstecken. So hielten wir denn der Marmorterrasse gegenüber vor den Gärten der Villa Rosazza und wandelten den mit prachtvollen Anlagen geschmückten Hügel hinan.

Während ich hier auf blumengeschmückten Treppen, auf den anmuthigsten Gartenwegen, umwuchert und umblüht von den seltensten und schönsten Gewächsen der südlichen Gartenkultur, dahinging, während bei jeder neuen Wendung des Weges eine neue Ueberraschung oder eine ungeahnt schöne Fernsicht vor unseren Blicken erschien, weilten meine Gedanken fast ausschließlich bei dem Spaziergang auf der Marmorpromenade, den ich mir so plötzlich in den Kopf gesetzt hatte, und der mir gegenwärtig reizvoller erschien als alle Schönheit, die sich mir hier auf Schritt und Tritt aufthat. Als wir dann wieder bergab schritten, eilte ich wie auf Windesflügeln an von Farrenkräutern umwucherten Bassins und plätschernden Wasserfällen, an äppigen Blumenrabatten und kühlen Grotten vorbei, um wieder die ebene Erde und mit ihr jene Terrasse zu erreichen.

Jetzt endlich sprang ich die letzten Treppen hinab (Giovanna und der Onkel vermochten mir kaum zu folgen), und ich eilte vor ihnen her quer über die Straße, zwei oder drei schmale Stufen empor auf die glatte weiße Marmorfläche, deren Anblick mich so sehr gelockt hatte. Inebend vor Bergnügen glitt ich darüber hin und stand im nächsten Moment an der Balustrade, die die Terrasse ihrer ganzen Länge nach vom Hafen trennt. Doch wo war der Onkel?

Ich wendete mich zurück, um ihn mit den Augen zu suchen; da — mir zur Seite — sich gleichfalls auf das Geländer stützend, ernst und schön wie immer, stand der — Capitano —

Ich würde nicht der Wahrheit treu bleiben, wollte ich hier die romanhafte Phrase einfließen, daß er bei meinem Anblick auch nur „um einen Schatten“ bleicher geworden wäre; auch legten seine männlich schönen Züge, seine kraftvolle Gestalt durchaus kein Zeugniß davon ab, daß er sich „abgehärtet“ habe. Nein, durchaus nicht! Wohl blickten seine Augen etwas ernster, als da sie in früherer Zeit auf mir geruht hatten; ernster und kälter vielleicht; aber ich hatte wenig Zeit, dies wahrzunehmen. Er lästete artig, doch formell sein Barretto und schickte sich an, ohne eine Frage an mich zu richten, die Terrasse hinabzugehen.

In diesem Augenblicke jedoch hatte mich der Oheim eingeholt. Mit dem Blicke des Landmannes, der gewohnt ist, nur wenig Menschen zu sehen und die Züge dieser wenigen um so fester zu behalten, erkannte er sofort den Offizier, trotzdem er diesem nur einmal in unserem Hause begegnet war. Jetzt traf er ihn mir gegenüber, hatte während unserer Anwesenheit in Genua schon mehrmals seinen Namen von mir gehört und glaubte nicht anders, als daß wir bereits in lebhafter Unterhaltung miteinander begriffen seien.

Was war demnach natürlicher, als daß er ihn in seiner

ländlich herzlichen Weise die Hand entgegenstreckte und seine Befriedigung über dies Zusammentreffen zu erkennen gab.

„Hübsche Begegnung, Signore, wirklich sehr hübsche Begegnung! Freut mich recht von Herzen! Die Kleine hier fing schon an, sich mit dem alten Onkel zu langweilen; wird sich auch freuen, einen lieben Gast aus ihrer Mutter Haus wiederzusehen; hat mir schon von Ihnen gesprochen.“

So schwatzte der Alte weiter, während wir auf der Marmorpromenade auf und nieder und dann der Stadt zuschritten. Kaum, daß er zuweilen einen Einwurf des Capitano beachtete, oder eine Bemerkung aufging, um seine weiteren Reden daran zu knüpfen.

Der Officielle zeigte sich etwas zurückhaltend und ernst; da es ihm jedoch widerstreben mochte, dem alten Mann auf sein gutherziges, wenn auch einigermassen seltsames Gebahren kühl und verlegend zu begegnen, sprach er davon, daß er Dienst habe, und schied sich an, uns zu verlassen.

„Schade, wirklich sehr schade!“ rief der Onkel. „Wir fahren schon morgen früh wieder nach Alessandria zurück. Wann werden wir uns noch sehen können?“

Und ohne eine Antwort abzuwarten, fügte er hinzu: „Sie kommen heute zu uns zum Diner, Signore; wir lagieren im Hotel della Vittoria. Sie kommen um fünf Uhr; wir sind doch einverstanden?“

Er reichte ihm abermals die Hand und schaute ihn, unter seinen buschigen grauen Augenbrauen hervor, freundlich an.

Der Capitano rang augenscheinlich mit einem Entschluß; er schien peinlich berührt.

Natürlich, sagte ich zu mir selbst, er kann ja keine Ahnung davon haben, daß sich mein Sinn geändert hat, daß ich ihn liebe; und schnell entschlossen rief ich: „Gewiß kommt der Signore; er wird unsere Einladung nicht ablehnen, nicht wahr?“

Ich hatte bestimmt erwartet, daß bei diesen freundlichen Worten von meiner Seite ein Ausdruck der Freude über des Capitano Hübe gehen würde, aber umsonst. Er verbeugte sich zwar verbindlich und antwortete, daß er sich die Ehre geben würde zu erscheinen; aber es konnte zweifelhaft bleiben, ob er die Aufforderung wirklich gern annahm.

Mit den widerstreitendsten Empfindungen kehrte ich zur Stadt und in unser Hotel zurück, wo wir um elf Uhr, zur Zeit des allgemeinen Frühstücks, anlangten.

Mein alter Onkel war vollständig eingenommen von seinem neuen Freunde und erging sich in den lebhaftesten und für den Capitano schmeichelhaftesten Ausdrücken, deren jeder mich tief ins Herz traf.

Er freute sich in seiner harmlosen, bramarbasirenden Weise auf das gemeinschaftliche Diner und plante allerlei, um es zu Ehren des Capitano festlicher zu machen.

Was mich betraf, so brachte ich den Tag unter ziemlich stürmischen Gefühlen zu. Ich wiederholte mir im Geiste aufs Genaueste die Wiedersehensscene auf der Terrazza, suchte den Ernst und die Kühele im Benehmen des Geliebten zu entschuldigen, freute mich auf unser Zusammensein heute Abend und grübelte darüber nach, wie ich ihn einige Minuten ungestört sprechen könnte.

Wieder und wieder blickte ich auf die Uhr. Es schien mir, als wollten die Zeiger nicht vorwärts rücken, so langsam verrannen die Stunden. Endlich, endlich hörte ich die ersehnten fünf Schläge. Es überkam mich eine plötzliche Angst — wenn er jetzt abjagen ließe! Aber nein, dort kam er schmutz und städtisch die Straße herab und über die Piazza della Annunziata auf unser Hotel zu.

Ich sah vom Fenster aus, wie zwischen dem Capitano und meinem Onkel, der vor dem gegenüberliegenden Kaffeehaus gesessen hatte, eine freundliche Begrüßung stattfand, und kurze Zeit darauf saßen wir im Speisesaal an einem besonderen Tisch, der nur mit drei Convents belegt war, und plauderten so fröhlich und unbefangen, daß niemand wohl vermuthen konnte, welch bitteres Erlebnis seine Schatten zwischen mich und meinen Nachbarn zur Rechten warf.

Der neckende, scherzende Ton von ehemals wollte freilich nicht wieder zwischen uns aufkommen, und auch die Erinne-

rungen an Alessandria wurden wie in einem geheimen Einverständnis aus unserem Gespräch verbannt, aber trotzdem bewegte sich die Unterhaltung frei und angenehm, und als wir uns von der Tafel erhoben und der alte Onkel zu einem Täschchen Kaffee in unserem Salon einlud, nahmen wir wohl alle die Nachwirkung einer froh verlebten Stunde mit hinaus.

Wir gingen die niedere Treppe hinan, den Corridor zur Linken entlang, und ich öffnete äbergläulich die Thür zu unserem großen Schlafzimmer.

Wie viel freundlicher erschien mir jetzt der Raum, als da ich hier qualvoll wartend und umherspähend am Fenster lehnte! „O, wer mir gestern um diese Stunde gesagt hätte, daß wir heute im traulichen Beieinander hier eintreten würden,“ sprach ich siegesgewiß zu mir; „wie wäre meine verzweiflungs-volle Stimmung gleich Spreu vor dem Winde zerflogen!“

Der Spiegel gegenüber warf mir ein freudestrahlendes Gesicht zurück, und fragend ließ ich meine Blicke von den eigenen Hüben hinübergleiten zu des Capitano Antlitz, um dort einen Reflex meiner Stimmung zu suchen.

Es klopfte. War es doch wirklich, als wollte das zuvor so mißgünstige Schicksal jetzt die volle Schale des Erwünschten über mich ausgießen; ein Kellner trat ins Zimmer und übergab meinem Onkel die Karte eines Geschäftsfreundes, der ihn dringend auf einige Augenblicke zu sprechen wünschte.

Der Capitano erhob sich sofort und bat, sich entfernen zu dürfen, im Fall seine Gegenwart bei der Unterredung störend sei; aber der Alte drückte ihn in die Sophaecke zurück, erklärte, daß er den Herren unten im Lesezimmer empfangen und sogleich wieder bei uns sein würde, und war im nächsten Augenblick verschwunden.

Mein Wunsch hatte sich erfüllt; ich befand mich allein mit dem Officielle, zum ersten Male allein seit jener unheilvollen Stunde, da ich frevelnd die Blüten auf meinem Lebenswege zertrat. Wie so schwer lag jetzt noch die Erinnerung an jenes Ereigniß auf mir; wie oft schon hatte ich bereuend darauf zurückgeblickt, wie oft mir die gegenwärtige Stunde erträumt! Und jetzt war sie mir in den Schoß gefallen; ich konnte zu ihm sprechen, wie mein Herz es ersehnte, und — ja, ich wollte sprechen!

Dieser Entschluß, dieses stürmische Verlangen kämpfte jetzt jedes andere Bedenken in mir nieder, in einem Moment war ich von dem Fenster, an dem ich sinnend gesehnt, zu ihm hingelogen, der noch immer schweigend in der gegenüber liegenden Seite des Zimmers verweilte, seine eine Hand ruhte auf der hohen Seitenlehne des Sophas, die andere spielte absichtslos mit einer weißen Blüte.

Ich weiß noch jetzt nicht, wo ich den Muth hergenommen habe, wahrscheinlich sagte ich mir, daß diese Minute, so schnell sie gekommen, auch für immer entfliehen könnte. Ich eilte wie gesagt schnell auf den Capitano zu, ließ mich auf einem Stuhl, der dicht neben dem Divan seinen Platz hatte, nieder, ergriff mit meinen beiden Händen die feine und noch ehe jener es hindern konnte, hatte ich sie mit meinen Küßen bedeckt, mit meinen heißen Thränen benetzt.

Ich fühlte, daß sich der Officielle in großer Erregung erheben wollte, aber ich gab seine Hand nicht frei und stammelte unter Weinen halbblaute Worte, wie sie das wilde Stürmen meines Herzens mir eingab:

„Ich habe Dich ja so lieb, so lieb! Ich bin ja nur Deinetwegen hierher gekommen! Ich habe so grenzenlos gelitten, seit Du von mir gingst! Wenn Du wüßtest, ach, wenn Du wüßtest, wie ich mich nach Dir gesehnt habe, was ich gelitten habe! Endlich nun bin ich wieder bei Dir, endlich darf ich's Dir sagen, daß nichts, nichts in der Welt mich wieder von Dir trennen soll!“ Und ehe er es hindern konnte war ich auf den Teppich zu seinen Füßen niedergeglitten, hatte meine glühende thränenüberströmte Wange auf seine Hände gelegt, die er willenslos, in stummer Ueberraschung mir ließ, und drückte meine Lippen auf sie und auf die weiße Blüte, die sie hielten, als könnten meine Küße in die Vergessenheit zwingen, was einst mein Frevelübermuth so schwer geündigt hatte.



Im Köchricht einer elassischen Rheininsel. Gemalde von G. Sandt.

Nach einer Photographie von Braun & Co. in Bernach.

Und jetzt blinnte ich weinenden Auges zum ersten Mal zu ihm auf, jetzt begegneten sich unsere Augen . . .

Wissen Sie, wie es aussah, Signore, wenn nach den plötzlichen, heftig auftretenden Gewittern unseres Landes das weiße Hagelgeseis auf Palmen und rosigblühenden Oleandern liegt?

Die Blumen wissen, daß sie verloren sind, wir Menschen fühlen einen unheimlichen Schauer bis ins tiefste Herz — und fällt als der blasse Reif auf Blumenblättern liegt, und eifriger als uns der Frost ergreift, empfand ich plötzlich die schreckliche Wahrheit. Zu spät, zu spät! Er liebte mich nicht mehr.

Eine heftige Bewegung, die Hände wurden wir entrißen, ein kleiner Regen weißer Blumenblätter fiel auf mich nieder.

„So höre es denn frank und frei, was doch gesagt sein muß,“ rief der Capitano, „nein, ich liebe Dich nicht mehr, Dich, die Du cynisch und grausam mein Herz zuerst von Dir gestoßen und dann in äppigem Uebermuth es wieder begehrt hast, wie Deiner Laune es eben gütändte. Wehe dem Manne, der auf ein flüchtiges Empfinden wie das Deine sein Lebensglück gründet, wehe ihm, der für wahre tiefe Herzensneigung nimmt, was allein eitles Begehren ist, denn nicht Liebe ist es, was Du für mich empfunden hast, was Du vielleicht noch eine kurze Spanne Zeit für mich empfinden wirst — *o un capriccio!* (Es ist eine Laune!) Doch Gott befohlen — fern sei mir der Born!“

Und wie ein niederhängender Zweig im Garten leise grüßend dem Vorübergehenden das Haupt streift, so legte sich seine Hand für einen Moment auf meine Stirn, mein Haar.

Ich hörte in halber Betäubung wie die Thür sich schloß und seine Schritte auf dem Korridor mehr und mehr verhallten. — Ein kleiner Aufenthalt an der Treppe, und dann sah ich einen Offizier in Begleitung meines Onkels unter unsern Fenstern vorübergehen und quer über die Piazza schreiten. Jetzt waren sie meinen Augen entschwunden.

Und meine Blicke wandten sich zurück auf die Stelle, wo ein irrefleitendes junges Herz die erste Enttäuschung erlebt, die erste bittere Strafe erhalten hatte. „*E un capriccio!*“ zitterte

es in mir nach und „*o un capriccio!*“ schien es mir widerzutönen aus der Umgebung, die meine Schmach mit angesehen hatte.

Die Augen des eiteln Mädchens trafen gegenüber ihr Spiegelbild: eine schlauke Gestalt im schleppenden dunkeln Seidenkleid, die schweren, bis zum Knie fallenden Flechten mit nekserrothen Bändern geschloffen, die Augen von Thränen naß, die Wangen fiebern geröthet, in den dunkeln Haarwellen einige weiße rundliche Flecke. Als ich, sie genauer zu sehen, mich vorbeugte, glitten und schwebten sie leise herab auf den Teppich — „ach könnte ich mein Leid hinabwehen lassen wie diese blaffen welken Blumenblätter!“ dachte ich.

Und Schmach und Leid verwehten und verblähten wirklich — wenn auch erst im Sturm der Zeit. Nur zuweilen legten sich warnend, fragend oder zweifelnd drei Worte auf mein Herz, die vielleicht zu schwer gewogen oder zu tief getroffen hatten, um fortgeweht zu werden und sei es selbst vom Sturm der Zeit.

Vielleicht hatte er recht gehabt: „*E un capriccio!*“

Der Mond war voll über die Campagna Genuas heraufgekommen und warf seinen ruhigen klaren Schein auf unsern Balkon und auf die holde Frauengestalt, die sich von neuem erhoben hatte und an dem grünemrankten Gitter lehnte. Ihre Augen schauten mit einem seltsam starren Blick hinauf zu dem süberstimmernden Gestirn; hatte ich mich getäuscht oder glänzte wirklich eine Thräne unter den dunkeln Wimpern?

Doch nein, jetzt wandte sie sich zu mir, nahm jene Blume, die ihr vorher entfallen war, aus meinen Händen und fragte mit ihrem alten herzgewinnenden Lächeln: „Ach habe sie aufgelöst, ja?“

„Signora!“

Am folgenden Morgen führte mich der Sitzzug nach Verona, meinem nordischen Vaterlande entgegen. Aber ehe ich für immer schied, nahm zu einem Landhaus in der Vorstadt Genuas ein duftender Strauß seinen Weg, ein Strauß rother Nelken.

Der König auf der Flucht.

Die Schlacht bei Jena war geschlagen. Ohne festen Plan irrte der König Friedrich Wilhelm III. auf bodenlosen Wegen im Harze umher. Daß er in einer so trostlosen Zeit die Hoffnung auf bessere Tage nicht ganz verlor, verdankte er zum Theil der hochherzigen Königin, die nicht von seiner Seite wich. Admüde, mit abgetriebenen Pferden kam das königliche Gefährt in dem Harzdorfe E. . . . an. Man hoffte ein paar Stunden ruhen zu können. Aber die Nachricht von der Ankunft des hohen Paares hatte in den Herzen der christlichen Harzer einen Sturm der Begeisterung hervorgerufen, und leuchtend bemerkte die Königin, daß hier wohl schwerlich an Ruhe zu denken sei.

„Gute Leute!“ sagte der König. „Wollen uns doch festlich empfangen.“

Der Wagen hielt vor der bescheidenen Schenke. Der Wirth öffnete den Schlag und führte die seltenen Gäste in die gar wunderbar aufgeputzte Schenkstube. Was im Dorfe an zinnernen Tellern und Schüsseln anzutreiben war, stand blank geschneuert auf dem weißen Gesims. Auf dem einfachen, derb gearbeiteten Holzische aber prangte ein riesengroßer Kürbis, der Stolz und die Fierde des schulmeisterlichen Gartens, ein rührendes Zeichen von Unterthanentreue, die das Viehste mit scharfem Messer dem Herrscherpaare geopfert. Raum hatte man abgelegt und sich verwundert im Empfangszimmer umgesehen, als eine dienstfertige Magd eine dampfende Schüssel neben den leuchtenden Kürbis setzte: Sauerkraut mit Kirschen, gute, harte Kost für den Harzer, der tagelang im Walde sich abmüht und gehörig „einzuhauen“ versteht, zu schwer jedoch für ein flüchtendes Königspaar, das angeregt und todesmatt eine ruhige Stätte für das schlummerlose Haupt sucht.

„Darfen die Leute nicht vor den Kopf stoßen!“ sagte der König und ah. Die wenigen Postcavaliere aus der Begleitung machten saure Gesichter zum Sauerkraut und folgten dann dem Beispiel des königlichen Herrn. Nach einer Weile trat der Wirth ein, sah in die noch immer volle Schüssel, schüttelte den Kopf und sprach:

„Keinen Hunger? Kommt bei uns nicht vor!“ Setzte sich dann dem Paare gegenüber und verzehrte mit großem Appetite den Rest.

Unterdessen hatte sich der Schulmeister mit der Jugend vor dem Hause aufgestellt und ließ „Jesus meine Zuversicht“ singen. So wenig das Lied für die festliche Scene paßte, der König hörte andächtig zu und mag so seine eigenen Gedanken dabei gehabt haben. Bei dem letzten Verse tönten die Waden durch den Gesang, und da man den von der Reife abgepannten Herrn nicht der dumpfig kalten Kirchenluft

aussehen wollte, so war der Platz vor der Kirche mit dem letzten Laube des Waldes freundlich geschmückt und mit Ehrenkränzen für das Königspaar versehen. Dort nahm man Platz, und während sich der König noch nach dem Festredner umschaute, ertönte schon aus den Schalllöchern des Thurmes (!) die sonore Stimme des pastor primarius:

„Wenn schon der Himmel trübe ist und die Sonne das dicke Gewölke nicht zu durchbrechen vermag, so leuchtet uns aus dem Auge Ihrer Majestäten eine ganze Sonne von Gold und Gnade.“ Der Text war aus dem zweiten Buche Samuels genommen, und der gute pastor primarius redete darüber in Thefen und Antihelen, deutsch, lateinisch, griechisch und hebräisch volle anderthalb Stunden aus dem Schallloze! Das hohe Paar hörte huldvoll zu und nahm dann die Huldigung des Schultheißen entgegen, der, in symbolischer Weise die Treue des Dorfes bei Alt und Jung geistreich andeutend, die jüngsten Kinder und die ältesten Frauen vorstellte.

Damit aber nicht genug! Die Jugend hatte mittlerweile in einer halb verfallenen Scheune eine Bühne aufgeschlagen, die den königlichen Majestäten die Leistungen des Hoftheaters aus dem Sinne schlagen sollte. Da man in dem feuergefährlichen Raume Kronleuchter mit offenen Flammen nicht anzubringen wagte, so standen unmittelbar vor der Bühne und vor den schmudlosen Coullissen derbe Bauernburschen mit ihren Stalllaternen. Und so wurde der „Don Carlos“ angeführt, für den der idealistisch gestimmte Herr Schulmeister die jugendlichen Herzen schon längst erwärmt hatte. In einer Scheune, bei Laternenlicht, auf trostloser Flucht, inmitten treuer Herzen — was mag das hohe Paar bei der Stelle: „Die schönen Tage in Aranjuez sind nun zu Ende“ empfunden haben! Endlich war der Marquis todt, die Laternen brannten schon düsterer, als Philipp spricht: „Thun Sie das Ihre!“ Die Vorstellung war beendet und nun erst vergönnte man dem müden Paare die langersehnte Ruhe.

Aber nur für wenige Stunden! Lange schon vor Morgengrauen traten die Kuhhirten vor dem Fenster der Majestäten zusammen und bliesen auf riesigen Hörnern den Morgengruß. Lächelnd stand der König auf und schenkte den treuen Menschen kleine Gaben.

„Gute Leute,“ sprach er, zur schlaftrunkenen Königin gewandt, „glauben, daß der König nicht zu schlafen braucht. Haben ganz Recht, der König soll die Augen immer offen haben!“

Die Pferde hatten ausgereiht, der Kutscher spannte an. Da sollte es noch einmal zu einer Ovation kommen. Der beschwerte Schulmeister

rückte in geschlossener Linie mit seinen Zungen vor, erpfaßte den König am Fenster und begann:

„Allermächtiger König und Herr! Simentalen wir der königlichen Majestät am gestrigen Tage unsere Herzen unterthänigst zu Füßen gelegt haben und königliche Majestät gesehen haben, daß unsere Liebe stets fest und treu ist, so wollen königliche Majestät in Gnaden herabschauen auf das junge Volk, das neben seinem Herzen auch eine kräftige Faust hat, die da niederschlagen kann jeden, der königliche Majestät angreift. Und nun los, Ihr Jungen!“

Und da war es denn eine Lust zu sehen, wie das junge Volk mit einander rang! Der Schulmeister als der Höchstkommmandirende mitten im heißen Gewühl, die Geschlagenen bedrohend, die Siegenden belobend, bis der König dem Kampfe durch einen fremdlichen Wink ein Ende machte. „Rüchtige Burche,“ soll er gesagt haben, „werden in schwerer Stunde sich brav für das Vaterland schlagen!“

Der Wagen fuhr vor, die Majestäten stiegen ein, und als nun das Gefährt über die holprige Straße rollte, stimmte der Schulmeister an und das ganze Volk sang mit:
„Nun danket alle Gott!“
So geschah im Jahre 1806 zu E. im Darze.

Was wir hier unsern Lesern mitgetheilt haben, ist eine Anekdote, die in einigen Gegenden des Oberharzes heute noch von Mund zu Mund erzählt wird. Wir wagen nicht zu entscheiden, ob sie in das Gebiet der sogenannten „Schmurren“ gehört, oder ob sie auf historischen Thatsachen beruht. Vielleicht ist beides der Fall. Den Namen des Dorfes verschweigen wir: die, welche die wunderliche Geschichte kennen, wissen, wo der Schauplatz zu suchen ist, für die Uneingeweihten aber thut der Name nichts zur Sache.

Die Donau ein Nebenfluß des Rheins.

Die Ueberschrift wird Kopfschütteln erregen, und doch ist dem so, natürlich mit Einschränkung. Die Leser erinnern sich wohl, daß vor kurzen eine Notiz durch die Zeitungen lief: die Donau entsende einen Theil ihrer Wasser auf unterirdischem Laufe zum Bodensee, folglich zum Rhein, und der Beweis hierfür sei schlagend hergestellt. Jetzt bringt eine wissenschaftliche Zeitschrift, das „Neue Jahrbuch für Mineralogie“, einen Aufsatz vom Karlsruher Professor Knop, in welchem näheres über die hochinteressante unterirdische Verbindung zu lesen ist und dem wir das folgende auszugsweise entnehmen.

Wie Jedermann aus der Schule weiß, entsteht die Donau beim babilonischen Donausichingen durch Vereinigung der beiden Bäche Bege und Brigach. Nunter rauscht das Schwarzwaldflud ein paar Meilen abwärts dahin, bis zu den Orten Zimmendingen und Mähringen, wo der weiße, zur Transformation gehörige Kalkstein von einer großen Menge tief ins Innere sich ziehender Spalten, Klüfte und Höhlungen durchzieht ist. So finden sich denn auch im Flußbette der Donau selbst an der genannten Stelle auf einer Strecke von 2 bis 3 Kilometer zahlreiche Spalten verschiedener Größe, über welche der Strom natürlich nicht hinfließen kann, ohne einen mehr oder weniger erheblichen Bruchtheil seiner Gewässer in unbekannte Tiefen zu entsenden.

Etwa anderthalb Meilen südlich von diesem Versinkungsgebiete entfernt kommt beim Orte Aach das gleichnamige Fläßchen unter eigenthümlichen Verhältnissen am südlichen Fuße eines Berges zum Vorschein. Die Aach steigt nämlich hier plötzlich senkrecht aus mehreren breiten Spalten des Kalksteins aus der Tiefe an die Oberfläche.

Dabei ist der Druck so stark, daß das Wasser gewöhnlich hügelartig anschwillt und bei hohem Wasserstande sich selbst springbrunnartig erhebt. So kommt es, daß die Aach gleich bei ihrem Ursprung einen kleinen See bildet, von dem sie weiter ihren Lauf zum Bodensee (Untersee) nimmt, welchen sie unsern Radolfszell erreicht.

Schon längere Zeit hatte man einen unterirdischen Zusammenhang zwischen dieser Aach und der Donau vermuthet, und nur der Umstand, daß selbst an ihrer Quelle die Aach schon weit mehr Wasser führt als die Donau bei Zimmendingen, ließ die Sache noch zweifelhaft erscheinen. Doch war es ja keineswegs unmöglich, daß die Donau durch die Spalten des zwischentliegenden Kalkfingebirges nach dem tiefer gelegenen Aach gelangte und hier, mit anderen Wassern vermischt, die Aach bildete. Ein Versuch, das Donauwasser mit Anilin bei Zimmendingen roth zu färben, und die folgende Beobachtung der Aach, ob auch diese etwa rothe Färbung darnach zeige, mißlang. Trotzdem glaubten die Anwohner der Aach an den Zusammenhang ihres Fläßchens mit der Donau, und die Fabrikanten, deren Erwinen von der Aach getrieben werden, fragten sich, was aus ihnen dann werden sollte, wenn die Zimmendinger und Mähringer einmal Lust bekämen, die Spalten im Donauflußbette zu verstopfen? Somit hatte die Sache auch eine eminent praktische Seite, und infolge dessen beauftragte das badische Handelsministerium den Professor Knop mit einer gründlichen Untersuchung der Angelegenheit.

Professor Knop entschied sich nun dahin, bei möglichst niedrigem Wasserstande in die größte und breiteste Versinkungspalte der Donau bei Zimmendingen eine große Menge Kochsalz zu bringen und dann mehrere Tage lang das emporsteigende Aach-Quellwasser auf seinen

Salzgehalt zu prüfen. Vorher hatte ein an der Aach wohnender Fabrikant, Herr ten Brint, einen Vorversuch gemacht. Am 22. September v. J., nachmittags vier Uhr, schüttete derselbe zwölf Centner stark riechenden Schieferöls, wie es durch Destillation von Braunstein gewonnen wird, in die größte Versinkungspalte der Donau, und am 25. September morgens 6 Uhr schmeckte man in der Aachquelle das deren Wasser beigemischte Arociot, welches im Schieferöl enthalten ist. Indessen war dies ein sehr unsicheres Resultat.

Zwei Tage darauf, am 24. September gegen Mittag begann Professor Knop seinen Hauptversuch. Er schüttete 200 Centner Kochsalz nach und nach in die Hauptpalte und ließ am Nachmittag desselben Tages bis zum 28. September fast stündlich vom Quellwasser der Aach in Flaschen schöpfen, deren achtzig dann im Karlsruher Laboratorium chemisch auf ihren Salzgehalt geprüft wurden. Alle Flaschen waren genau mit den Zeitangaben versehen, in welcher das in ihnen enthaltene Wasser geschöpft worden war. Die Untersuchung ergab nun, daß vom Einbringen des Salzes in die Versinkungspalte an gerechnet, etwa nach zwanzig Stunden der Salzgehalt des Aachwassers langsam zu steigen begann, daß er nach 48 Stunden schneller zunahm und nach 60 Stunden sein Maximum erreichte, worauf er, schneller und regelmäßiger fallend als er vorher gestiegen war, etwa 90 Stunden nach Beginn des ganzen Versuches verschwand. Somit hat ein nachweislicher Salzgehalt des Aach-Quellwassers etwa 70 Stunden lang angehalten. Hiermit war der absolute Beweis für den unterirdischen Zusammenhang zwischen Donau und Aach geliefert, zugleich aber ließ sich

durch quantitative Bestimmung des Salzgehaltes der Aachquelle nachweisen, daß fast alles in den Spalten versinkende Wasser der Donau in der Aach wiederkehrt. Von den 200 Centner eingeschütteten Salzes ergab sich durch Berechnung, daß 185 in der Aach aufgelöst erschienen.

Noch ein dritter Versuch wurde gemacht, der dasselbe Resultat lieferte. Es gibt einen Stoff, welchen die Chemiker Fluorescein nennen, und der schon in sehr geringen Mengen den Flüssigkeiten beigemischt, diesen ein prachtvoll grünlichgelbes Aussehen verleiht. So groß ist dieses Schillervermögen des Fluoresceins, daß es noch sich vereräth, wenn es mit Wasser bis auf ein Vierzigstheil verdünnt ist. Als man nun am 9. Oktober 1877 zehn Kilogramm in verdünnter Natronlauge aufgelöstes Fluorescein in die Spalten der Donau schüttete, schillerte schon am 12. Oktober früh die Aach im herrlichsten Grün, und diese Erscheinung hielt 36 Stunden an. Kein Zweifel also, die Aach, die hier dem Bodensee, also dem Rhein zufließende Fluß, wird unterirdisch durch die Wasser der Donau gespeist.

Daß aber der paradox klingende Ausspruch: „Die Donau ist ein Nebenfluß des Rheins“, für den oberen Lauf jenes Stromes wenigstens zu Zeiten eine vollständige Wahrheit ist, läßt sich dadurch erhärten, daß bei niedrigem Wasserstande in trockener Jahreszeit die obere Donau überhaupt gar kein Wasser zum Schwarzen Meer entsendet. Dann verschwindet die ganze Wassermenge derselben in den Spalten bei Zimmendingen, geht zur Aach und folglich zum Bodensee und Rhein. Dann ist die Donau in der That Nebenfluß des Rheins!



Das sozialdemokratische Fährlein im Reichstage.

Von Franz Mehring.

Nachdruck verboten.
Bef. d. II. VL. 70.

Wer als Bewohner der deutschen Hauptstadt in der verflochtenen Reichstagskammer einen Freund oder Verwandten aus der Provinz auf die Tribüne des Reichstags zu geleiten hatte, wird regelmäßig die Erfahrung gemacht haben, daß die erste Frage des Fremdlinges sich nach dem Reichstanzler richtete und die zweite Erkundigung nach den sozialdemokratischen Abgeordneten. So seltsam die Zusammenstellung erscheint, so mag es doch unbewußt der gleiche Gedanke gewesen sein, welcher sie zu distinktion pfliegte. Unwillkürlich lenkt sich das Auge jedes guten Patrioten, der zum ersten Male in das Haus tritt, welches als das stolze Symbol der deutschen Einheit gelten darf, auf den Gründer und die Todfeinde des deutschen Reichs. Indessen meist ließ sich diese gerechte und natürliche Wissbegierde nicht befriedigen. Nur an wenigen Sitzungstagen füllte die mächtige, aber von schwerem Leiden getroffene Gestalt des Fürsten Bismarck jenen historischen Eckplatz am rechten Flügel des Ministerrieches, und wenn der enttäuschte Blick sich zur entgegengesetzten Ecke des Saales wandte, da, wo die aufsteigenden Stige sich zum äußersten Winkel der linken Seite verzogen, so sah er besten Falls nur einen mühsig lungernden Wachtposten von einem oder zwei Mann, den die zwölftöpfige Fraktion der Weltverbesserer zur Beobachtung der ringsum lagernden Feinde aufgestellt hatte. Selbst nicht einmal für die Beratungen der Gewerbeordnungsreform, bei denen es oft in stark schwankenden Abstimmungen Bock um Bock einen breiteren Boden für das moderne Arbeiterrecht zu erobern galt, war die eingeleitete Sammeligkeit der patentierten Arbeiterfreunde zu überwinden, und die unverzeihliche Abwesenheit einiger ihrer lärmendsten Vorkämpfer verschuldete, daß bei der endgültigen Beschlußfassung jene strengeren Bestimmungen über die Sonntagsruhe fielen, welche bei der vorläufigen Abstimmung im Interesse der arbeitenden Klassen durchgesetzt worden waren. Die Beschönigung dieser Nichtvergeßlichkeit durch den Mangel an Diäten ist übel angebracht, denn von Parteiwegen werden den Abgeordneten Tagesgelber in einer Höhe gezahlt, die Männern von halbwegs bescheidenen Gewohnheiten den dauernden Aufenthalt selbst auf dem theuren Pflaster der deutschen Hauptstadt ermöglicht. Was sie hinderte, sich an der gesetzgeberischen Thätigkeit zu beteiligen, war theils die Unlust an dieser ersten, mühevollen, unscheinbaren Arbeit, theils die Möglichkeit, vermöge der parlamentarischen Eisenbahnfreiheit auf den blitzschnellen Flügeln des Dampfes durch die deutschen Lande hin und her zu eilen und überall den Wind ihrer leeren und prahlerischen Verheißungen zu fäen, aus dem nunmehr das gemeinjam Vaterland einen so furchtbaren Sturm geerntet hat.

Darnach könnte es fast als eine reine Fata Morgana erscheinen, wenn hier ein Gesamtbild von der sozialdemokratischen Fraktion im Reichstage entworfen werden soll, das in Wirklichkeit kaum in einer einzigen Sitzung existiert hat. Allein es ist nicht die Absicht, den äußeren oder oratorischen Habitus dieser Männer zu skizziren; was jenen anlangt, so sehen sie eben aus wie andere Menschen auch, ähneln jedenfalls mehr Gevatter Schneider und Handschuhmacher wie Wassermannschen Gestalten, und was diesen anbelangt, so war, was, wie oder worüber sie sprachen, immer eine und dieselbe Rede, die jeder halbwegs aufmerksame Zeitungleser schon bis zum Ueberdruß kennen gelernt hat. In dieser tödlichen Uniformität spiegelt sich treffend das geistige Leben des sozialistischen Staates, aber es ist unmöglich, den tausendmal abgehaspelten Redewendungen Farbe und Leben einzuhauchen. Dagegen möchte es vielleicht weite Leserkreise interessieren, den parlamentarischen Stab einer revolutionären Wählerarmee, die schon eine halbe Million Stimmen mustert, in seinen einzelnen Gliedern kennen zu lernen. Es ist hohe Zeit, das unheimliche Räthsel der Sozialdemokratie aus der verschwimmenden Wolkenshöhe allgemeiner Betrachtungen auf den festen Boden der realen Wirklichkeit zu stellen, ihm furchtlos und stet Auge in Auge zu blicken, das finstere Gewirr der Falten und Knäueln auf seinem greifenhaft-kindischen Antlitz zu entziffern. Für diesen Zweck

ist es fast noch lohnender, die bleibenden Formen der Gestalten in der Partei zu studiren, als das wechselnde Chaos ihrer Gedanken; da keiner ihrer parlamentarischen Vertreter über einen herrschenden Willen oder eine ungewöhnliche Intelligenz verfügt, sondern sie alle das geistige Mittelmaß entweder eben nur erreichen oder gar tief unter demselben bleiben, so liegt der Schluß nahe, daß ihr Sein und Wesen in besonders typischer Form die verschiedenen Strömungen krystallisiert, die sich zu dem reißenden Mastrome der kommunistischen Agitation vereinigt haben, und in der That wird diese Voraussetzung durch eine nähere Prüfung so gut wie durchweg bestätigt.

Senior des Fährleins ist der Hofbaurath Demmler; er ist 1804 zu Güstrow in Mecklenburg-Schwerin geboren. Künstlerische Anlagen von ursprünglichem Gehalte beschäftigten ihn schon mit fünfzehn Jahren, die Bau- und Kunstakademie, daneben auch die Universität in Berlin zu besuchen; mit neunzehn Jahren trat er in den Staatsdienst seiner engeren Heimat, in welchem er fast drei Jahrzehnte hindurch eine höchst ehrenvolle und weitverzweigte Thätigkeit entfaltet hat, von 1837 ab als oberster Leiter des Bauwesens im Großherzogthume, dem sämtliche Hof-, Militär-, Marstalls-, Geflücks- und sonstige Staatsbauten bestallungsgemäß übertragen waren. Er hat das Residenzschloß in Schwerin gebaut, das Theater, den Marstall, das Zeughaus, meist berühmte Werke der Architektur; sein Name ist bleibend eingetragen in das goldene Buch der Kunst. Und ein nicht minder ehrenvolles Blatt fällt er in der Geschichte des deutschen Handwerks. Während der ganzen Zeit von Demmlers amtlicher Bauhätigkeit bestanden in Mecklenburg noch sehr strenge Kunstgesetze. Die Meister hatten große Privilegien, die Gesellen nur scheinbare Rechte; sie waren so abhängig, daß sie ohne Genehmigung der Meister keine eigenen Arbeiten übernehmen oder in Accord ausführen durften. Bei seinen großartigen und zahlreichen Unternehmungen durchbrach Demmler diesen Zwang; er vergab die Bauarbeiten direkt an die Arbeiter, nicht an Unternehmer; als 1839 in Veranlassung des Regierungswechsels sämtliche Zunftrollen durch den Großherzog Paul Friedrich neu bestätigt wurden, setzte Demmler durch, daß bei den großherzoglichen Bauten die Freiheit der Arbeit gesetzlich anerkannt wurde. Um den Arbeitern eine gerechte Entschädigung ihrer Leistungen zu sichern, hatte er eine eigenthümliche Lohnungsmethode erfunden. In der Regel wurden die Arbeiten an sechs- bis achttöpfige Gruppen zu gegenseitig vereinbarten Accordpreisen vergeben; die einzelnen Leute erhielten zur Bestreitung ihrer Existenz allwöchentlich einen gewissen Lohn ausbezahlt; bei Ablieferung der Arbeiten wurde dieser bereits bezahlte Lohn von dem Gesamtverdienste in Abzug gebracht, und nun ergab sich der Ueberverdienst jeder Gruppe, welcher sodann von den Arbeitern unter sich nach ihren eigenen Abmachungen und Berechnungen vertheilt wurde. Die Erfolge dieses Systems waren in jeder Beziehung vortrefflich; materiell kamen sie nicht nur den Arbeitern, sondern auch der Baukasse zu Gute; unter der hoch in die Hunderte reichenden Zahl von Arbeitern der verschiedensten Berufsarten herrschte stetes Einvernehmen und ungetrübte Zufriedenheit; dem beaufsichtigenden und leitenden Baupersonale wurden die Geschäfte außerordentlich erleichtert, und nicht zuletzt wurden Eifer, Energie, Fleiß der Arbeiter so angeregt, daß ihre Leistungen, was Gediegenheit, Tüchtigkeit und künstlerische Ausführung anbelangt, die höchst mögliche Vollkommenheit erreichten, wovon heute noch die Bildhauer-, Steinmetz-, besonders die im reichem Renaissancestile ausgeführten Tischlerarbeiten im Schloße zu Schwerin rühmlichstes Zeugnis ablegen. Diese ganze Wirksamkeit Demmlers war einer der allerersten Versuche auf deutschem Boden, die Arbeiter direkt am Ertrage der Produktion zu beteiligen, sie ist heute noch eine der glücklichsten Lösungen des schwierigen Problems der Gewinnbeteiligung, welche überhaupt erreicht sind, und sie hat einen dauernden Platz in der Geschichte der deutschen Volkswirtschaft errungen.

An der Schwelle des Greisenalters mündete dies arbeits-

und ehrenreiche Leben in die Bahnen der Sozialdemokratie. Es war nicht der organische Abschluß einer organischen Entwicklung, sondern der letzte schriftliche Ausklang schriller Disharmonien, die wie so manden braven Mannes auch Demmlers Dasein zerstörten in jener schmerzvollen Uebergangsepoche von der deutschen Zersplittertheit zur nationalen Einheit. Er war Vorkämpfer in Berlin gewesen und blieb den Idealen seiner Jugend treu; mannhaft trat er als Repräsentant der Bürgerschaft von Schwerin für das Staatsgrundgesetz seines Landes ein, als es nach 1848 bedroht erschien. Darüber gerieth er in amtliche Konflikte, und 1851 erfolgte seine Entlassung ohne Pension; noch in den besten Mannesjahren sah er sein rastloses und rüstiges Wirken mit einem Schlag vernichtet. Sechs Jahre reiste er im Auslande, in fast allen europäischen Ländern; dann kehrte er in die Heimat zurück, die ihm nichts mehr bot als das unfruchtbare Gebiet der Politik. 1859 half er in Frankfurt a. M. den Nationalverein stiften, dessen Programm bekanntlich die deutsche Einheit mit preussischer Spitze war, aber als sich dies Programm 1866 erfüllte, gehörte Demmler zu denen, welche die Form über der Sache nicht vergessen konnten; großend kehrte er sich ab von dieser Erfüllung seiner Hoffnungen und suchte neues Heil in neuen Parteien. Er half wieder 1868 die deutsche Volkspartei in Stuttgart, kurz darauf die Freiheits- und Friedensliga in Genf stiften; so ging es Etappe um Etappe bis zu dem Rubicon, der die äußersten Siedelungen des modernen Staates von dem Kriegslager der modernen Barbaren scheidet. Nachdem er so weit gekommen war, trieb ihn vielleicht gerade seine aufrichtige Liebe zu der arbeitenden Klasse, nun auch noch den letzten Schritt zu thun; möglich, daß ihn das edelste Motiv in die schlechteste Gesellschaft führte. Aber auch hier hat er schwerlich gefunden, was er suchte; fremd unter Fremden stand er inmitten der Demagogen und erregte gelegentlich ihr gelindes Entsetzen, wenn er als Redner im Reichstage die Zustände seiner Heimat als musterhaft für das deutsche Reich rühmte. Patriarchalische Bande sollen ihn noch heute an den Hof von Schwerin knüpfen; darüber circulirt manche hübsche Anekdote, die wenn nicht wahr, so doch gut erfunden ist. Jedenfalls erhielt er noch vor drei Jahren den Auftrag, nach seinen Plänen den Zuschauerraum des vor 43 Jahren von ihm erbauten Schauspielhauses zu erweitern und mit bewundernswerther Originalität führte er die schwierige Aufgabe aus. Sonst hat er sich in den letzten Jahrzehnten nur noch theoretisch mit seiner Kunst beschäftigt, einen Erweiterungs- und Verschönerungsplan von Schwerin veröffentlicht, sich an mancherlei Preisaufgaben beteiligt, namentlich bei der Concurrenz zu einem deutschen Reichstagsgebäude, bei welcher sein Entwurf zur engeren Wahl kam. Es braucht nicht erst gesagt zu werden, daß ein Mann dieser Art dem Wählerthum im eigentlichen Sinne ganz fern steht, aber trotz dieser Reserve scheint er „schiefer Stellung volle Dual“ zu fühlen; wenigstens hat er längst erklärt, daß er nie wieder ein Mandat annehmen werde. Es ist ein charakteristischer Zufall, daß der einzige Mann im obersten Rathe der Sozialdemokratie, welcher viel für die Arbeiter gethan hat, am ehesten ihrer Gemeinschaft überdrüssig wird.

Nur um zehn Jahre jünger, wie der vierundsechzigjährige Demmler, ist Rittinghausen, ein Kenner aus dem Rheinlande. Er war 1848 Mitglied des Vorparlaments, für dessen Permanenz er stimmte; im gleichen Jahre veröffentlichte er eine Schrift über die Organisation der Staatsindustrie. Bekanntlich versuchten schon in jener stürmischen Zeit Engels, Marx und Lassalle von der Metropole Köln aus, den deutschen Westen und Süden für eine kommunistische Schilderhebung zu insurgiren; wenn überhaupt eine, so hat Rittinghausen keinesfalls eine namhafte Rolle in diesem Plane gespielt. Auch sonst ist von seinen politischen Thaten wenig zu melden; dagegen hat er manches geschrieben, namentlich in französischer Sprache mehrere Schriften über die direkte Gesetzgebung durch das Volk, die in den fünfziger Jahren zu Brüssel und Paris erschienen, ferner viele Aufsätze in der „Revue trimestrielle“; in deutscher Sprache namentlich fünf Hefte sozialdemokratischer Abhandlungen. Ganz taktlos ist auch er übrigens nicht in dem offiziellen

Glaubensbekenntniß; wenigstens hat er neuerdings großen Jörn in der Partei erregt durch eine eigenmächtige Agitation, welche er in Köln für Uebertragung der Feuerversicherung auf das Reich einleitete.

Der dritte und letzte unter den Zwölfen, dessen Anfänge noch bis in die vormärzlichen Zeiten reichen, ist Wilhelm Liebknecht, das Haupt und die Seele der deutschen Sozialdemokratie, ein Fanatiker des Umsturzes, der fast mit der Muttermilch den unbezwinglichen Drang eingesogen zu haben scheint, Haß, Neid, Jörn in menschliche Herzen zu flößen. Schon als halber Knabe berauschte er sich an den Schriften St. Simons; als er nach einem glänzenden Abituriatenergebnis mit sechzehn Jahren das Giesener Gymnasium verließ, war er sich klar darüber, daß der Staatsdienst eines freien Mannes unwürdig sei, obgleich er selbst aus einer Beamtenfamilie stammt. Mit gleicher Verachtung strafe er natürlich auch die Zwangsjacke des Brotstudiums; er tastete in seinen Universitätsjahren hin und her; noch dämmerte die Hoffnung, einmal die akademische Carriere machen zu können, im Hintergrunde seiner Seele. Aber auch sie erlosch, und mit einundzwanzig Jahren war er frei von allen Vorurtheilen einer überlebten Welt, frei wie die Luft auf den Gebirgen. Er schüttelte den Staub über den alternden Trümmerhaufen Europas, und im nächsten Postbureau ließ er sich nach Hamburg einschreiben, um in die neue Welt überzufledeln. Aber im Postwagen traf er einen Schweizer, der ihm in glühenden Farben das freie Leben in seiner Heimat schilderte, ihm die Sturmvögel der Revolution wies, die jenseits der Vogesen in immer dichteren Scharen den Horizont verfinsterten. Es war im Jahre 1847. Und auf der nächsten Station stieg Liebknecht aus, und statt nach dem Seehafen eilte er spornstreichs nach Zürich. Diese kleine Anekdote — er selbst hat sie veröffentlicht — kennzeichnet treffend seinen heftigen, ja, in überschwänglichen Erwartungen taumelnden Charakter.

Im tollen Jahre hat Liebknecht gute Nacht gehalten als Soldat der Revolution. Wo Kanonendonner erscholl, marschirte er darauf los; in jedem Putzche und in jeder Revolte hat er seine Muskete getragen, es sei denn, daß er zu spät eintraf, wie bei dem Februarkampfe in Paris, oder daß ihn Ueberanstrengung auf das Krankenlager warf, wie bei Herweghs Narreneinfall in Deutschland. Bei Struves badißchem Erhebungsversuche im September 1848 wurde er gefangen genommen, aber nach dreivierteljähriger Untersuchungshaft in Freiburg freigesprochen; beim Scheitern der Reichsverfassungscampagne entkam er glücklich in die Schweiz, die ihn alsbald in einem Flüchtlingsschub über die französische Grenze warf, von wo er mit Zwangspass nach London dirigirt wurde. Hier aß er dreizehn Jahre das bittere Brot des Exils im schwersten Kampfe ums Dasein. Er lernte Engels, Marx, Wolff kennen, wurde Mitglied des Communistenbundes, und als dieser gemacht entließ, der „Schwefelbunde“, jenes verrufenen Kreises, der sich um Marx sammelte, in jeder Krisis der deutschen Geschichte Verrath sann gegen sein Vaterland, und in engem Conventikel den Brand der rothen Revolution nährte, bis er wieder zur unheimlichen Flamme aufloben konnte in der internationalen Arbeiterassociation, dem wiederergeborenen Communistenbunde. Hier lernte Liebknecht die eklektischen Geheimnisse der Zukunftsreligion bis in ihre innersten Falten kennen; hier füllte sich sein Herz bis zum Rande mit schwarzgalligem Haß gegen die heimische Erde. Kaum gestattete ihm die Krönungsmamnetie die Rückkehr, als er sie auch schon rüstete; nicht für theoretisches Sinnen geschaffen wie Engels und Marx, eifriger, gläubiger, muthiger, opferfreudiger als diese Sybariten des Geistes, die wie in Efel vor der Beschränktheit und Endlichkeit alles irdischen Seins die Propaganda des Umsturzes als eine Art mephistophelischen Sports betreiben, brannte er darauf mit fiebernder Hand das Netz zu weben, welches die Glieder des deutschen Leibes unlöslich verstriden soll. Und in den sechzehn Jahren, seitdem er den deutschen Boden wieder betreten hat, mag kein Tag, keine Stunde, keine Minute vergangen sein, in welcher er nicht seiner Aufgabe gedank gewesen wäre.

Liebknecht ist ein begabter, aber kein hervorragender Kopf;

niemals hat er einen eigenen Gedanken gehabt; die paar Broschüren, welche seinen Namen tragen, sind nur populäre Auszüge aus dem großen Werke von Marx. Aber gerade so wie er ist, ohne den Ehrgeiz der Originalität, dagegen ausgerüstet mit allen geistigen Hilfsmitteln moderner Bildung, ist er vor anderen geeignet, die verhegelte Weisheit der kommunistischen Denker in die landläufige Sprache des Lebens zu überlegen. Hierin hat er viel geleistet, und wenn Lassalle noch selbst die Ergebnisse seiner gelehrten Forschungen in agitatorische Formen gießen konnte, so ist es wesentlich Liebknechts Werk, wenn ein schwacher Abglanz der Ideen, die Engels und Marx wissenschaftlich gewonnen haben, in die Köpfe der Agitatoren fällt, welche lärmend auf Markt und Gassen ihre Weisheit feilbieten. Nicht ohne großes Geschick hat Liebknecht die Grund- und Hauptsätze des kommunistischen Credo's dialektisch in einander verankert und verkettet; aus den Rededuellen in öffentlichen Versammlungen ist ja hinreichend bekannt, wie oft gebildete Leute, die in diesem Irrgarten von Fufangeln und Wolfsgruben nicht genauen Bescheid wissen, vor ganz unwissenden Agitatoren die Flagge streichen müssen. Aber noch in einer andern Beziehung hat Liebknecht der deutschen Sozialdemokratie den Stempel seines Wesens aufgedrückt. Er hat ihr die eigentümliche demagogische Methode geliefert, jene Art und Weise des Kampfes, welche unendlich viel mehr zur Entfittlichung und Verwilderung der Massen beigetragen hat, wie die Propaganda für die theoretischen Ziele. Das Verdächtigen und Verleumdenden politischer Gegner, das Fälschen und Unterdrücken historischer Thatfachen, das gewerksmäßige Ausrotten des Glaubens an die sittlichen Grundlagen von Gesellschaft und Staat, namentlich das grundsätzliche Schmähnen des Vaterlandes, seiner höchsten Güter und seiner theuersten Traditionen, alles dies ist erst von Liebknecht in ein weitverweigertes System gebracht worden. Weder Schweitzer noch gar Lassalle haben nur entfernt ähnliche Sünden auf dem Gewissen; bei andern Führern der Partei, wie wird sie sich geberden, regt sich doch wenigstens gelegentlich einmal das Gefühl der Gerechtigkeit und des Patriotismus; niemals bei Liebknecht. Theilweise mag er durch den guten Glauben entschuldigt werden, in welchem er handelt; die kindische Angst, welche die großen Verschwörer an der Themse selbst vor Verschwörungen hegen; wurzelt auch ihm in Fleisch und Blut. Wohin er tritt, riecht er Spione und wittert er Verräther; diese Leute haben völlig verlernt, an einfache natürliche Motive in menschlichen Handlungen zu glauben. Aber furchtbar bleibt trotzdem die Verantwortlichkeit, welche auf Liebknecht lastet, und sie wird nur noch in ein helleres Licht gerückt durch die persönlichen Tugenden, welche ihn schmücken. Hier steht er rein und unantastbar da. Welches immer die Idee sei, die sein Leben beherrscht, er hat ihr all sein Lebenstag ganz und voll gehört; kein irdischer Vortheil hat ihn auch nur um Haarsbreite von dem Wege verlocken können, den er beim ersten Erwachen seines politischen Denkens betrat, um ihn niemals wieder zu verlassen. Auch soll Liebknecht, wie man es häufig bei diesen fanatischen Naturen findet, im privaten Leben große Tugenden entfalten; leider findet dieses Muster unter einer erheblichen Zahl seiner Mitdemagogen lange nicht so viel nachahmende Begeisterung, wie seine öffentlichen Fehler. Liebknecht steht im zweiundfünfzigsten Lebensjahre; trotz einer erdrückenden Arbeitslast erscheint seine Kraft noch frisch und ungebrochen.

Um volle zwanzig Jahre jünger ist Johann Most, in seiner Art gleichfalls ohne Gleichen in der Partei. Jene unselige Halbgebildung, welche als stirkende Kette am Fuße jedes modernen Kulturvolkes schleppt, aber auf die philosophischen Anlagen, die Systemsucht der Deutschen verhängnisvoller wirkt, als irgendwo anders, ist zwar ein mehr oder minder integrierender Theil im Wesen fast aller sozialdemokratischen Führer, aber nirgends ist sie zu so trostlos typischem Ausdrucke gediehen, wie in diesem Buchbindegefell. Er ist der Fanatiker der Unwissenheit; er redet und schreibt mit superlativster Unschärfe über alle Fragen, welche je den menschlichen Geist beschäftigt haben, de omnibus rebus et quibusdam aliis; in allen schwierigen Disziplinen, welche sich nicht ohne den Ge-

brauch von Fremdwörtern handhaben lassen, bedarf er höchstens eines populären Leitfadens, um fliegenden Lauses die steilsten Höhen der Wissenschaft zu erklimmen. Er „vernichtet“ heute Carlyle und morgen Mommsen; er schilt St. Simon einen wunderlichen Kauz, Fourier einen Bruder Meride, Proudhon einen koniinen Quadrilateral dritten Ranges; selbst Marx ist nicht sicher vor seinem kritischen Messer. Bekannt ist sein blasphemisches Treiben in dem vergangenen Winter, das selbst den ernstesten Geistern unter seinen Genossen Ekel und Verachtung eingeflößt hat, wie ein eben in der „Zukunft“ erschienener Protest bekundet. Unter seinen zahlreichen Schriften sind besonders erwähnenswerth die „Bastille am Röhensee“ und die „Lösung der sozialen Frage“; wer sie liest und erwägt, welche Rolle dieser Mann in unserem öffentlichen Leben spielen kann, wird in tiefster Seele erschauern vor den Schlammböden des geistesobersten Bananienthums, welche den Adel und die Zucht deutscher Bildung völlig zu erstickn drohen. Es ist nicht die Unwissenheit an sich, welche grinsend aus leeren Augenhöhlen den Zuschauer mit Entsetzen und Grauen schlägt, sondern die scham- und scheulose Dreistigkeit, in welcher die Unwissenheit sich als weltverlöbendes Prinzip proklamirt. Man würde sehr irren, wenn man in den Reden und Schriften dieses Genies auch nur ein blaßes Fünkchen jener originellen Verfehrtheit suchte, mit welcher beispielsweise einft der Schriftsetzer Proudhon die offiziellen Größen der Wissenschaft haranguirte; es sind vielmehr nur dünne und dürftige Phrasenschauer, gewürzt mit Krautausbräuden rüden Kalibers, ohne eine Spur eigenen, noch so verkehrten Denkens. Einen namhaften Theil seines jungen Lebens, mehr als ein halbes Jahrzehnt, hat Most in österreichischen, preussischen, sächsischen Gefängnissen zugebracht; „hier konnte er studiren, der Ortswechsel erhielt ihn geistig frisch“, schreibt er selbst in einer autobiographischen Notiz. Schon im Wiener Hochverrathsprozesse von 1870 wurde er zu drei Jahren schweren Kerkers, verschärft durch je einen Fasttag in jedem Monate, verurtheilt; Anfangs 1871 befreite ihn die Amnestie, welche das neuernannte Kabinet Hofenwart erließ, wohl auf Initiative von Schäßle, der in diesem Ministerium bekanntlich dem Handelsressort vorstand. Heute sind Most und Schäßle gemeinsam Mitarbeiter an der „Neuen Gesellschaft“, einem der beiden wissenschaftlichen Organe der deutschen Sozialdemokratie; das Weltverbessererthum führt zu seltenen Schlafgefelln.

Der Rest des sozialdemokratischen Fähnleins im Reichstage läßt sich besser gruppenweise überblicken. Eine erste dreiföpfige Gruppe besteht aus dem Lohgerber Hasenclever, dem Tuchmacher Motteler, dem Kaufmann Bracke; es sind Kleinbürger, bei denen die Halbbildung gleichfalls ein wesentlicher Faktor ihrer sozialistischen Auerköpfigkeit ist, obgleich sie in ihnen durch einen tüchtigen Zuschuß hausbadenen und nächtlichen Verstandes gemildert wird. Hasenclever und Motteler haben ihre gewerbliche Thätigkeit aufgegeben, um sich ganz dem Dienste der Partei zu widmen; Bracke ist heute noch Mitinhaber einer Getreidehandlung, sowie Besizer einer Buchdruckerei und Buchhandlung in Braunschweig; in letzterer Beziehung ist er ein lebendiger Protest gegen den sozialistischen Staat, ein merkwürdiges Beispiel für die Unausrottbarkeit des privaten Erwerbsjims. Als Buchdrucker und Buchhändler denkt er gar nicht daran, die von ihm besessenen Arbeitswerkzeuge auch nur in dem Umfange zu veräußern, als sie das Getriebe des mikrokosmischen Zukunftsstaates, den die kommunistische Parteiorganisation darstellen muß und will, sehr empfindlich stören. Er druckt, verlegt, vertreibt sozialdemokratische Broschüren, Bücher, Kalender und macht dadurch den einschlägigen Parteiunternehmungen eine drückende Konkurrenz. Am unbedeutendsten in dieser Gruppe ist Hasenclever, eine brave, gutmüthige, harmlose Seele, die sich in der Konfliktzeit das Raisoniren angewöhnt hat und von der süßen Gewohnheit nimmer lassen mag und wird. Als er im Präsidium des allgemeinen deutschen Arbeitervereins der Nachfolger Lassalles und Schweizers wurde, war er dieser schwierigen Stellung in keiner Weise gewachsen; nicht seinem übeln Willen, aber seiner völligen Unfähigkeit ist es namentlich zuzuschreiben, daß jene immerhin er-

träglichere, wenigstens noch mit einigen Wurzeln im vaterländischen Boden haftende Richtung der deutschen Sozialdemokratie so schnell und spurlos im Trieblande des antinationalen Kommunismus unterging. Veröffentlicht hat er nur einige schaurige Makulatur in Gedichten und Novellen. Motteler hat früher lebhaftige Tätigkeit auf dem Gebiete des Genossenschaftswesens entwickelt, namentlich in Crimmitschau; seinen dortigen Beziehungen hat er wohl vornehmlich seine Wahl in den Reichstag zu danken; sonst ist nur von ihm zu sagen, daß er nichts geschrieben hat, und daß seine meist glatte und höfliche Form der Rede häufig an der seichten Leere des Inhalts strandet. Weit höher als diese beiden steht Braße, ein Mann, der einen festen Glauben an und eine schwärmerische Begeisterung für die sozialistische Zukunft mit sachlicher Ruhe und einem tüchtigen Maße patriotischer Gesinnung zu verbinden weiß. Sehr achtungswürdig war seine Haltung als Mitglied der leitenden Parteibehörde im Juli 1870. Er geriet in heftige Konflikte mit Bebel und Liebknecht, die im norddeutschen Reichstage sich der Abstimmung über die Bewilligung der französischen Kriegsanleihe enthalten hatten und drang unablässig auf eine nationale Haltung der Partei, welche er durch ein von patriotischer Hingebung durchwehtes Manifest zu befördern suchte. Erst als in Paris die Republik proklamiert war und ein Machtwort aus London kam, ließ sich Braße in den wütenden Strudel gegen das „Treiben der Narren und Schurken“, wie Marx öffentlich den patriotischen Aufschwung des großen Jahres nannte, willenlos fortreißen; er übte durch sofortige Internierung in Vögen und eine Anklage auf Hochverrat, die später durch Freisprechung erledigt wurde. Im Herzogthum Braunschweig ist Braße der eigentliche Führer der Partei und nimmt unter seinen Genossen eine etwas vornehmere Sonderstellung ein; einige der beliebtesten und verbreitetsten, ob zwar wenig originellen Agitationschriften sind aus seiner Feder geflossen.

Ein zweite Gruppe besteht aus dem Drechsler Bebel und dem Tabakarbeiter Frizsche; sie gehören zu den interessantesten und wichtigsten Gestalten der deutschen Sozialdemokratie; insofern dieselbe nicht bloß ein aus allen bösen Säften des nationalen Lebens zusammengeronnener Sumpf, sondern eine wirkliche Arbeiterbewegung mit ernsthaftem und geschichtlichem Hintergrund ist, sind sie ihre klassischen Repräsentanten. Beide sind in den Tiefen des Proletariats geboren, haben sich aus eigener Kraft und Tüchtigkeit emporgearbeitet, ein respektables Maß von Wissen erworben und eine verhältnismäßige Höhe des Wohlstandes erreicht. Sie haben es bis zu kleinen Fabrikanten gebracht und sind ihrerseits lebende Zeugen geworden wider den Hauptsatz ihrer Lehre, das „eiserne Lohngesetz“, nach welchem die Arbeiter ewig in die unentrinnbare Hölle des eben zureichenden Lebensunterhaltes gebannt sind. Bebels Wesen ist unter dem Einflusse Liebknechts einigermaßen verwildert; in seinen neuesten Schriften spricht er oft mit widerwärtiger Unmaßung über Dinge, von denen er nichts versteht, beschimpft er Männer wie Luther und Melancthon, von deren weltgeschichtlicher Bedeutung er nicht einmal eine blasse Ahnung hat. Aber dennoch athmen diese literarischen Erzeugnisse eine so eigenthümliche Frische, tragen sie so viele redende Spuren nachdenklichen Sinnes, klaren und tüchtigen Verstandes, daß sie noch thurmhoch über den Glukubrationen Mosks und ähnlicher Geister erhaben sind. Frizsche gehörte schon zu den Arbeitern, welche Lassalle zu seiner Agitation veranlaßte; als nach dem

Tode des großen Agitators allgemeine Verwirrung in den Reihen seiner Anhänger einriß, rettete sich Frizsche auf festes Land, indem er zum höchsten Kerger der politischen Abenteuer, welche um die Erbschaft Lassalles stritten, einen Verein der Tabakarbeiter zur Vertretung rein gewerblicher Interessen gründete, nächst dem Buchdruckerverbände den ersten, erfolgreichsten und größten Gewerksverein der deutschen Industrie. Seitdem ist Frizsche der hervorragendste Vertreter der sozialdemokratischen Elemente, welche mehr die Wege der englischen Gewerksvereine, als des englischen Chartismus, das heißt mehr die Wege der sozialen Reform, als der sozialen Revolution zu wandeln geneigt sind. Seine öffentliche Thätigkeit hat überwiegend seinem Vereine gehört, er ist Redakteur des Vereinsorgans und hat sonst nur vor Jahren ein kleines Schriftchen über die Lehre von Lassalle herausgegeben. Nicht ein capriciöser Künstler wie Demmler, nicht ein wütender Fanatiker wie Liebknecht, nicht ein unwissender Polterer wie Most, aber Arbeiter, wie Bebel und Frizsche sind das große und tiefe Räthsel der Epoche, dessen dunkle Kamen in die innersten Herzkammern der europäischen Kultur geätzt sind.

Die letzten drei der sozialdemokratischen Abgeordneten stehen mehr im Hintergrunde. Der Sattler Auer gehört zu jenen maßvolleren und verständigeren Mitgliedern der Partei, die wie Bebel und Frizsche bei allem lauten Befennen einer utopistischen Weltanschauung doch auch praktische Reformvorschläge zur Hebung der arbeitenden Klassen radikal, aber immer noch sachlich zu diskutieren die Fähigkeit und Neigung haben. Bloss ist von allen der jüngste, er zählt noch nicht dreißig Jahre und ist einer jener „Intelligenzen“ zweifelhaften Genres, die eine akademische Bildung genossen haben und unlustig oder unthätig zu ernsthafter Thätigkeit sich auf dem Piedestal eines populären Demagogenthums eine öffentliche Position zu machen suchen. Einige oberflächliche Broschüren, welche Bloss kompilirt hat, geben einen geringen Begriff von seinen Fähigkeiten. Beiläufig pflegen diese „Intelligenzen“ nichts weniger als eine angenehme und angesehene Stellung in der Partei zu haben, von dem rohen Bildungshasse der schlechten Elemente, der „schwierigen Fäuste“, werden sie argwöhnisch und mißtrauisch betrachtet, während die tüchtigeren Leute ihnen keine besondere Achtung zu spenden pflegen; ist es psychologisch ja auch durchaus erklärlich, daß intelligente Arbeiter, die sich aus den unteren Schichten der Nation emporzurängen streben, wenig Sympathie mit den sinkenden Kräften der höheren Klassen haben. Endlich Kapell ist ein Agitator jener gewöhnlichsten und niedrigsten Gattung, die einen noch viel ansichtsloseren und heftigeren Kampf wie mit der „Bourgeoisie“, mit den Geheimnissen der deutschen Grammatik zu kämpfen pflegt. Ihre geistige Habe, ihr politisches Wehr und Waffen sind einzig unverdaute Phrasen aus den Broschüren Lassalles und Liebknechts.

Beim Abschlusse dieser Skizze wird die Auflösung des Reichstags proklamiert; so erscheint die Arbeit vielleicht veraltet und verfallen den dunkeln Tiefen des Papierkorbs. Wenn sie vor diesem herben Schicksale gerettet ist, so verdankt sie es der Hoffnung, daß das Bild, welches sie entwirft, vielleicht in dem geneigten Leser die Ansicht befestigt, daß das deutsche Parlament an Charakter und Geist, an Arbeitskraft und Würde nur gewinnen kann, wenn keiner dieser zwölf Apostel des gewaltigen Umsturzes wiederkehrt, in ihm den festen Entschluß stärkt, an seinem Theile beizutragen, daß dies schöne Resultat erreicht werde.

Vor dem Sturm.

Historischer Roman von Theodor Fontane.

(Fortsetzung.)

Es war ein wundervoller Tag, frisch und doch nicht kalt; am Horizont standen dunkle Streifen von Tannenwald, und dazwischen zeigten sich die Spitztürme verschiedener Ortschaften und Dörfer. Einige davon wurden passirt, und Krist, der hier allerlei Freundschaft hatte, sprach ein Wort oder hielt auch wohl an, um seine Pfeife wieder in Brand zu bringen. Lewin aber genoß der wundervollen Luft, und fühlte sich mit jedem Athemzuge mehr und mehr genesen; seine Nerven belebten sich wie-

der, und der Druck schwand, der bis dahin auf ihm gelegen hatte. Immer freundlicher wurden die Bilder, er gedachte Seidentopfs, und es war ihm als zöge er dem Frieden entgegen.

So vergingen die Stunden; schellenläutend trabten die Pferde dahin, und schon neigte sich die Sonne zum Untergang. Vier Uhr war vorüber, als sie vor dem Dolgeliner Krüge hielten. Gerade gegenüber war die Farm. Lewin stieg ab,

Kachdruck verboten.
Bel. v. 11./VI. 70.

um drinnen in der Krugstube einen Imbiß zu nehmen; Krist aber, nachdem er dem einen Braunen eine wollene Decke, dem andern einen alten Militärmantel aufgelegt hatte, ging über den Fahrbaum auf die andere Seite des Dorfes hinüber, wo gerade Pastor Zabels kleiner Schlitten dicht vor dem Stafetenzaune hielt. Der Pfarrknecht nahm die Leinen abwechselnd in die linke und rechte Hand und stampfte ungeduldig den Schnee.

„n' Abend, Karges,“ sagte Krist. „Wo wi'ste denn?“

„Na' h' Gu!“

„Woför denn? Se is joa nu sit vöörvegestern all unner de Jhrd.“

„Joa. Awers de Schoollinner hebben hüt' ihrest ehren Dag. De süllen um Kloter söß spiest wahren: Dier' und Swiensbroaten. Un jeed' een noch en Kringel für to Huus.“

„Richtig, richtig, de Schoollinner; ik weet. Awers wat hätt' denn Dien Pastor dabi to dohn?“

„Joa, wat hätt' hi dabi to dohn? Id weet et nich. He möt man immer mit dabi sinn.“

In diesem Augenblicke trat Lewin wieder aus dem Krug auf die Straße. Krist, als er seinen jungen Herrn sah, brach das Gespräch rasch ab und lehrte zu den Pferden zurück. Hier nahm er den alten Kavalleriemantel vom Rücken des einen Braunen und hielt ihn ausgebreitet vor Lewin hin, zum Zeichen, daß dieser, ehe er wieder einsteige, ihn anziehen müsse. Lewin wollte aber nicht.

„Laf, Krist,“ sagte er, „es ist nicht kalt.“

„Dah, junge Herr. De Sunn is all unner. Un id süll Acht upp Se hebben, dat hebben sie mi beed seggt; ihrest de een, un denn de anner. Un dat helpt nu nich.“

„Laf nur. Ich werde schon sagen, daß ich nicht gewollt habe.“

„Ne, junge Herr, dat geist nu nich anners. Mit uns' Krönten, da mücht' et ja wull noch sinn; awers bi de U'-Schorlennumern, da hebbt id verspeelt.“

„Na, denn gib her,“ sagte Lewin, und wickelte sich in den bereitgehaltenen Mantel ein.

Es war ihm bald lieb, dem Andringen Krist's nicht eigenständig widerstanden zu haben; es wurde frischer von Minute zu Minute, und die Wärme, die der dicke Mantel gab, that ihm wohl. Die Sterne zogen herauf; ein Gefühl unnenbaren Wehs überkam ihn und ein Thränenstrom brach aus seinen Augen. Und doch bedeuteten ihm diese Thränen Glück und Genesung. Er gedachte Mariens, und wie sie beide so gleich empfanden. „Mir ist dann immer, als wüchse ich und könnte fliegen,“ wiederholte er aus ihrem Briefe, und sah dabei zu den Sternen hinauf, die immer heller funkelten.

So ging die Fahrt. Die Braunen, die seit gestern Abend zwölf Meilen gemacht hatten, fielen allmählich in Schritt, und erst von Manschnow aus, wo sie den Stall zu wintern begannen, setzten sie sich wieder in Trab. Es schlug sieben vom Hohen-Bieger Thurm, als sie der vordersten Parkspitze ansichtig wurden, und ehe der letzte Schlag ausgeklungen, hielt der Schlitten vor der Rampe des Wohnhauses. Das erste, was Lewin sah, war der in Trümmern daliegende Saalbau, und so wenig ihn damals die Nachricht von dem Feuer erschütterte hatte, so groß war jetzt der Eindruck, den die Brandstätte auf ihn machte. Und dieser Eindruck wurde noch dadurch gesteigert, daß im Wohnhause selbst alles in Schweigen und Dunkel lag.

Niemand ließ sich sehen. Krist knippte mit der Peitsche, und die Braunen schüttelten ungeduldig ihr Schellengeläut. Endlich kam Licht, und Zeeke's hagere Gestalt zeigte sich hinter der Glashüre. Er stellte den Leuchter etwas seitwärts, um die Flamme gegen den Zugwind zu schützen, und trat dann ins Freie, um seinem jungen Herrn bei dem Aussteigen behilflich zu sein.

„Guten Abend, Zeeke. Alles ausgeflogen?“

„Ja, junger Herr. Wir hatten Sie nicht so früh erwartet.“

„Und wo ist Papa?“

„Immer noch in Guse.“

„Und Menate?“

„Bei Müller Miesley. Uhlenhorst ist da; und da sind ja nun die Lutherchen wieder zusammen.“ Soll ich sie holen?“

„Nein, laß. Ich bin müde.“

Damit traten sie von der Halle her, in der dies Gespräch geführt worden war, auf den Hinterflur des Hauses, wo Hektor schon seinen jungen Herrn erwartete. Aber als ob er wisse, daß dieser krank gewesen sei, enthielt er sich aller stürmischen Liebflosungen. Still webend ging er neben ihm her und legte ihm nur immer die Hand, während sie die Treppe hinaufstiegen.

In Lewins Zimmer war alles zu seinem Empfange bereit. Das leichte Federbett war halb zurückgeschlagen, und die bunte Steppdecke lag zusammengefaltet auf dem Stuhl daneben. Auf dem Sophatisch standen Maiblumen, das einzige, was das seit dem Tode der Frau von Bigewitz vernachlässigte Gewächshaus hergegeben hatte. Aber was ihnen Werth lieb, war das, daß es Lewins Lieblingsblumen waren. Er sog ihren Duft ein, und sagte mit bewegter Stimme: „Menate!“ während sich ihm ein beglückendes Gefühl des Geborgenseins in Heimat und treuer Liebe um das schwer geprüfte Herz legte.

Eine Stunde später öffnete Zeeke leise wieder die Thür. Das Licht brannte noch, und der Alte nahm es vom Tisch, um es zu löschen. Hektor, der auf seinem Kessell lag, blinzelte mit dem einen Auge, aber rührte sich nicht.

Und im nächsten Augenblicke war alles wieder still.

XLV. Letztwillige Bestimmungen.

Der nächste Abend sah unsere Freunde wieder im Halbkreis um den Hohen-Bieger Kamin her. Es war so ziemlich dasselbe Bild wie am ersten Weihnachtsfeiertage, nur der Christbaum fehlte, und mehr noch die Heiterkeit, die damals das Spiel mit den goldenen Rüssen begleitet hatte. Die Schorlemmer strickte wieder an ihrem Vlies, Menate, einen Crep-freifei vor sich, nähte an einer Trauerkräuze, und Lewin — immer noch unter der Nachwirkung seiner Krankheit oder vielleicht auch den Anstrengungen des geistigen Tages — sah abgesspannt vor sich hin und spielte gleichgültig mit einem Tannapfel, den er aus dem neben ihm stehenden Holzkorb genommen hatte. Nur Marie war bemüht, durch allerlei Fragen ein Gespräch einzuleiten, aber es blieb bei kurzen Antworten.

Die kleine Uhr auf dem Kaminsims schlug acht. In diesem Augenblicke meldete Zeeke den Pastor, der gleich darauf eintrat. Jeder bezeugte herzliche Freude; Menate rief ihm zu: „Nehmen Sie schnell Platz, theuerster Pastor, hier ist Ihr Stuhl, zwischen Marie und mir. Und nun erzählen Sie.“

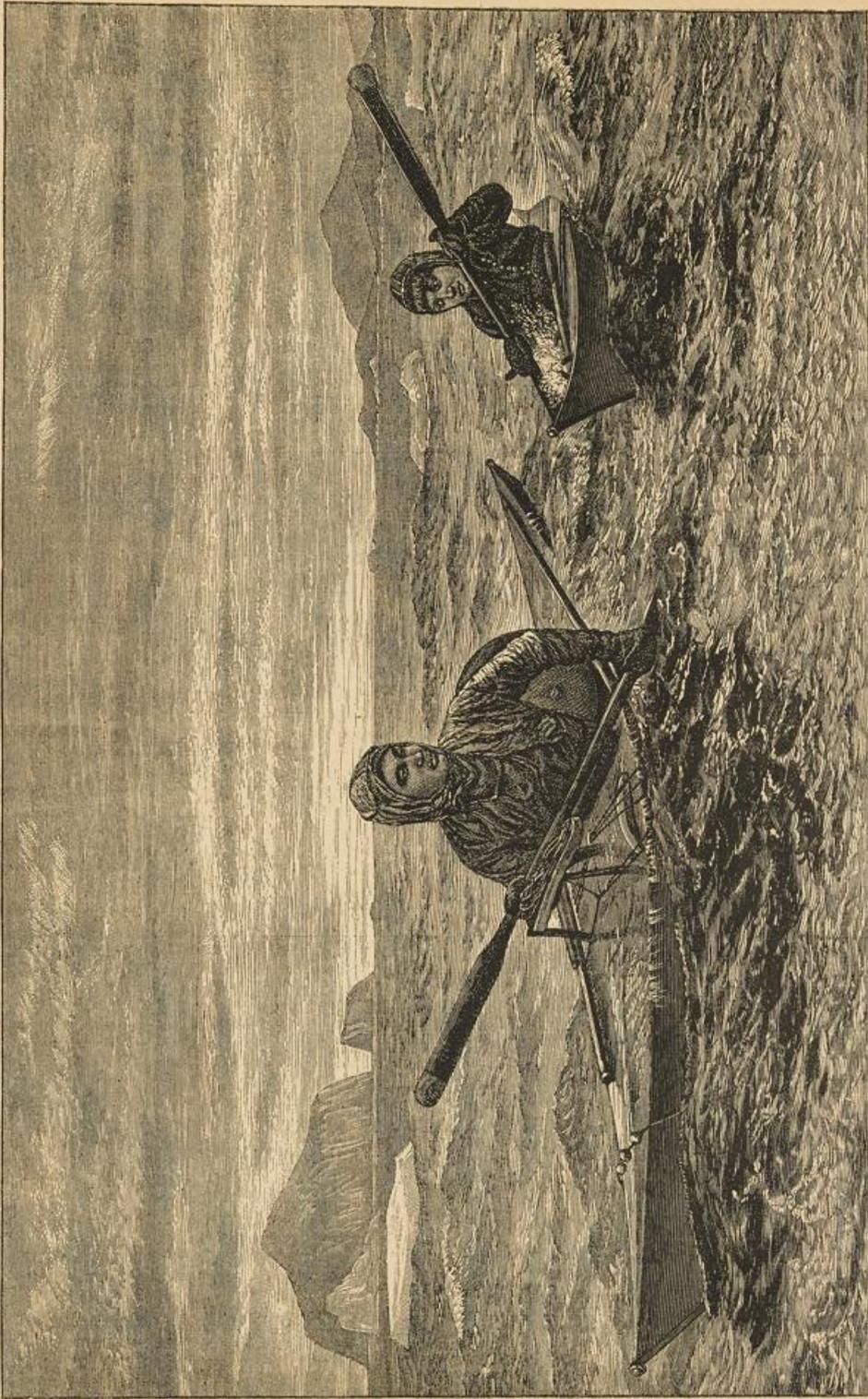
„Wovon?“

„Von all und jedem, aber zuerst von Guse, denn wir wissen so gut wie nichts. Papa war nur einmal hier, und das war, als wir noch in Wohlsdorf waren. Also bitte, alles ist neu für uns. War es feierlich? War der Sarg offen oder geschlossen? Ach, ich hätte mich todte geängstigt, so stundenlang neben dem offenen Sarge zu stehen. Wer hielt die Rede? Wer war da?“

„Alle, der ganze Freundeskreis: Bamme, Drosselstein, Krach, der Proghagener Hauptmann in seiner alten Uniform vom Regiment Pirch. Keiner fehlte. Auch Faulstich war da, mit einer Art Cantate, die, wenn Rippler seine Komposition beendet hat, den zweiten oder dritten Sonntag in der Guser Kirche gesungen werden soll. Unser Kirch-Göriger Doktor aber hatte vorläufig die Strophen drucken lassen und überreichte jedem von uns ein Blatt.“

„Eine Cantate,“ sagte die Schorlemmer. „Und von Faulstich! Das wird ein rechter Heidenstuck gewesen sein, von Anfang bis zu Ende. Nichts von Grab und Tod und noch weniger von Auferstehung. Blos Unterwelt und Schatten und ein Duzend griechischer Götternamen?“

„Doch nicht, liebe Schorlemmer,“ erwiderte Seidentopf. „Sie thun ihm Unrecht. Es ist nichts Christliches, was er geschrieben hat, aber auch nichts Unstößiges. Dazu hat er zu viel Takt. Uebrigens habe ich das Blatt mitgebracht und unsere Damen mögen entscheiden.“ Damit nahm er ein schwarzgerändertes Papier aus der Brusttasche und gab es Lewin, der es apathisch auseinander faltete und nach kurzem Besinnen, ohne den Inhalt auch nur überflogen zu haben, weiter reichte.



Eine geführte Schute. Nach dem Gemälde von G. Kasimien.

„Sieh Du, Renate.“ Und Renate las:

Am Grabe der Gräfin Amélie von Padagla,
geb. von Wigewig.
Die Du Niedres gemieden Wo sie lösen, bezwingen?
In hohem Sinn, Du bist am Ziel.
Du bist nun geschieden; Das Beste hienieden,
Wohin, wohin? Du hast es erreicht:
Wohin? So klingen Du hast den Frieden.
Der Fragen viel; Sei Dir die Erde leicht.

Eine kurze Pause folgte. Dann sagte die Schorlemmer:
„Es ist nicht anstößig, weil es nicht spöttisch ist, so könnte dieser und jener sagen. Aber, theuerster Pastor, einem christlichen Herzen gibt es doch Anstoß genug. Er fragt: „wohin?“ und weiß die Antwort nicht. Gott sei Dank, ich weiß sie.“

Seidentopf, der einer von den Allerweltsadvokaten war und immer etwas zu verteidigen fand, wollte auch diesmal zu Gunsten Faulstichs eintreten, Renate aber, die mittlerweile wahrgenommen hatte, daß auch die Rückseite der an Ausdehnung und Glauben gleich kurz gehaltenen Cantate mit Bleistiftzeilen überfertigt war, ließ es zu keiner pastoralen Entgegnung kommen und bemerkte nur, indem sie mit ihrem Zeigefinger über das Gefäß hin fuhr: „Ich wette, theuerster Prediger, daß wir hier auf der Rückseite des Blattes Ihren kritischen Kommentar haben. Habe ich recht?“

„Nein, liebe Renate,“ antwortete Seidentopf. „Ich bin überhaupt unkritisch, wie Turgam verifiziert. Auf manchem Gebiete vielleicht weniger als er annimmt, aber doch gewiß unkritisch auf dem Gebiete der Cantate. Ich käme in Verlegenheit, wenn ich überhaupt nur feststellen sollte, was eine Cantate sei.“

„Nun, wenn keinen Kommentar, was enthalten diese Zeilen dann?“

„Vegtwillige Bestimmungen der Gufer Tante. Nicht ihr eigentliches Testament, ein solches hat sich überhaupt nicht gefunden, aber eine Art Begräbnisprogramm. Es fand sich unter anderen Papieren auf ihrem Schreibtisch, und ich habe mir, mit des Papas Erlaubnis und natürlich unter Weglassung einiger französischer Einschüßel, in aller Eile eine Abschrift davon genommen.“

„O, das müssen wir hören,“ rief Renate mit Lebhaftigkeit. „Aber es ist Augenpulver und gar nicht zu entziffern. Da müssen Sie selber aushelfen.“

„Gern,“ erwiderte Seidentopf, „und um so lieber, als genau nach dem Inhalte dieses Programms verfahren wurde. Diese Bestimmungen sind die beste Beschreibung, die ich Ihnen von dem Begräbnis selber geben kann.“

„Nun, so lesen Sie,“ bat Renate.

Lewin und Marie stimmten mit ein, und nur die Schorlemmer sagte: „Was werden wir da wieder hören müssen!“

Dann nahm Seidentopf das Blatt zurück und begann ohne weitere Säumnis oder Vorrede:

„Bei meinem Ableben einzuhaltende Bestimmungen.

Ich fürchte den Tod. Aber diese Furcht hält mich nicht ab, ihm ins Gesicht zu sehen. Er ist das Unvermeidliche. Und so bestimme ich, Amélie von Padagla, geb. von Wigewig, in Nachstehendem wie folgt:

Erstens. Ich will in meiner Wittventracht in einen Sarg von Cedernholz gelegt und sodann aufgebahrt in die große Halle gestellt werden, da wo der Faun steht. Dieser muß sich, so lange es dauert, an einem andern Orte behelfen.“

„Da wo der Faun steht,“ wiederholte die Schorlemmer und klapperte mit ihrem Nadeln.

Seidentopf fuhr fort:

„Zweitens. Den vierten Tag, bei Sonnenuntergang, will ich begraben werden, aber nicht in der Kirche, auch nicht in der angebauten Derfflingergruft, sondern im Gufer Schloßpark, und zwar in dem kleinen Cedernhain, den sie Neulikanon nennen.

Drittens. Es soll auf dem Wege vom Schlosse bis in den Park, unter Vorantritt Nipplers, von allen Dorfkindern das Lied: „Was Gott thut, das ist wohlgethan“ gesungen werden. Aber nicht: „O Haupt voll Blut und Wunden“. Dies verbiete ich ausdrücklich.“

Alle schienen von dieser Bestimmung überrascht und sahen sich unter einander an, schwiegen aber. Nur die Schorlemmer sagte: „Mein Gott, was ihr das schöne Lied nur gethan hat! Ich hätte keine Ruhe im Grabe, wenn ich so was in meinem letzten Willen niedergeschrieben hätte. Renate, Kind, daß Du mir dafür sorgst, daß das Lied gesungen wird. Ich meine bei mir.“

„Ich werde es, liebe Schorlemmer. Aber hören wir weiter.“

„Viertens. Am Grabe soll der Prediger eine kurze Ansprache halten, und dabei soll er mich nicht loben wegen dessen, was ich auf Erden gewesen bin oder gethan habe, vielmehr soll er nur sagen, daß mir alles Verstecke, Unklare und Erbschelte all mein Lebtag zuwider gewesen ist. Dies soll er sagen nicht mir zum Ruhme, sondern weil es die Wahrheit ist.

Fünftens. Es soll ein Granitblock auf mein Grab gelegt und seiner Zeit eine Metalltafel mit folgender Grabinschrift eingelegt werden:

L'eloge ou le blâme ne touchent plus celui

Qui repose dans l'éternité.

L'espérance embellit ma vie et m'accompagne en mourant.

Sechstens. Faulstich, dem ich mein Miniaturbild mit der Rubineneinfassung hinterlasse, soll eine Cantate dichten und Nippler (der ein Douceur von zehn Dukaten empfängt) soll diese Cantate komponiren. Sie mag, je nach Befinden, am Grabe oder aber in der Gufer Kirche am dritten Sonntage nach meinem Begräbnis gesungen werden.

Siebtens. Am dritten Tage nach meiner Beisehung und dann alljährlich an meinem Todestage sollen die Schulfinder gespeist und zwölf Dorfarme neu gekleidet werden.

Achtens. Mit Ausführung dieser Bestimmungen beauftraue ich meinen Bruder Berndt von Wigewig, ehemals Major im Dragonerregiment von Knobelsdorff, Erbherr auf Hohen-Bieg.“

Seidentopf, als er gelesen, faltete das Blatt wieder zusammen und die Schorlemmer, ohne von ihrer Arbeit aufzuheben, murmelte vor sich hin: „Da kommt selbst Faulstich wieder zu Ehren.“

Jeehes Eintreten unterbrach das Gespräch. Er erschien mit einem Tablett, auf dem kleine bemalte Tellerchen und ein altmodischer silberner Obsttisch standen. Da niemand gewillt schien, den Platz am Kamin aufzugeben, so wurde das Tablett auf ein rundes mit Tulaer Arbeit ausgelegtes Tischchen gestellt und dieses Tischchen in den Halbkreis hineingeschoben. Marie, deren Hände frei waren, machte die Wirthin und schälte das Obst. Allmählich, während der Teller von Hand zu Hand ging, begann das Gespräch wieder, wandte sich aber, da Friedensschlüsse, wie jeder wußte, nicht wohl möglich waren, anderen Gegenständen zu.

Natürlich behielt Seidentopf das Wort; war er doch, seines Aufenthaltes bei Graf Drosselstein ganz zu geschweigen, unmittelbar nach dem Gufer Begräbnis einen Tag lang in Kästrin gewesen und hatte während dieses Tages vieles gesehen und noch mehr gehört. Ein besonderes Interesse weckten seine Mittheilungen über die von Tag zu Tag sich mehrenden Desertionen, die freilich, wie Seidentopf hinzusetzte, nicht überraschen dürften, da die Hälfte der Garnison aus Westfalen unter dem Kommando des Generals von Füllgraf bestünde, eines alten Haudegens, der selber, wie man in der Bürgererschaft wohl wisse, aus dem Konflikt zwischen seinem deutschen Herzen und seinem französischen Eide nicht heraus käme. Auch seine Leute wußten es und gingen deshalb in ganzen Trupps auf und davon. Andere, die vorläufig noch aushielten, hätten ihm einen Bers an die Thüre geklebt, der habe gelautet:

Füllgraf bist Du? Sage nein,

Fülle nicht des Feindes Reihn.

Führ uns. Dollgraf sollst Du sein.

Der alte Füllgraf selber, schon um nicht persönlich in Verdacht zu kommen, habe bei General Fournier, seinem Kommandanten, Anzeige von dem Vorfalle gemacht und auf Untersuchung angetragen, aber die Untersuchung habe nichts ergeben und die

Defertionen hätten sich nur gemehrt. Der letzte Trupp sei siebzehn Mann stark gewesen und habe sich auf Kirch-Görzig zu davon gemacht. Dort hätten sie sich mit elf Kirchgörzern zusammengethan und unter dem Kommando des Handschuhmachers Pfeiffer die Franzosen, die in der Krampe Weidenzweige für die Maschinen schnitten, überfallen. Dabei seien zwar vier Franzosen getödtet, aber auch ein Westfale gefangen genommen worden. Den hätten die Franzosen am anderen Tage erschossen.

Hier unterbrach Lewin den Pastor, um sich nach dem Stande der Landsturmorganisation zu erkundigen, und erfuhr nun mit vielen Details, welche Fortschritte die Volksbewaffnung im Laufe der letzten drei Wochen gemacht habe. Anfangs sei Hohen-Biez an der Spitze gewesen; die fast achtstägige Abwesenheit Berndts aber habe zu kleinen Hemmnissen geführt, so daß jetzt Drosselstein voraus sei und vor allem Auge. Er wisse das von Banne selbst, mit dem er am Begräbnistage einen Spaziergang durch den Guser Park gemacht habe. Dieser Spaziergang sei sehr angenehm gewesen, denn es plaudere sich gut mit dem Alten. Daß er nicht in die Groß-Mirksdorfer Kirche zu bringen sei oder doch nur ausnahmsweise, das sei seines Amtsbruders Sache. Der habe ihn mit seinem Schablonenchristentum herausgepredigt. Aber gleichviel, sie seien in lebhaftem Gespräch die große Küsternallee hinaufgegangen und durch den Dohnenstrich zurück, bis sie wieder vor dem Schwannenhäuschen gestanden hätten. Hier hätte Banne nach dem Gassenster hinausgesehen und endlich vor sich hingespochen: „Sehen Sie, Seidentopf, es war doch eine merkwürdige Frau. Sie traf es immer und auch mit diesem Auge. Ja, da reichen keine hundert Mal, daß ich ihr zugeschworen, den ganzen Augeschen Verstand in eine Haselnuß einpacken zu wollen, aber sie gab nicht nach und sagte nur immer wieder: „Lieber Banne, der Charakter entscheidet.“ Und sie hat Recht gehabt. Gestern war ich bei ihm in Proshagen. A la bonne heure. Was er da zusammengebracht und eingercirt hat, ist unsere beste Compagnie. Ein Triumph der Disziplin. Kerle, um den Teufel aus der Hölle zu jagen.“

Ueber dieses Banneische Citat kam Seidentopf nicht hinaus. Es schlug nämlich eben neun, um welche Zeit er regelmäßig in seine Wohnung zurückzukehren liebte; außerdem gefiel ihm heute Lewins Aussehen nicht. So brach er auf, von Marie begleitet, die denselben Heimweg mit ihm hatte.

Als sie den Hof passirt und auch das niedrige Vorderhaus, in dem Krist und der Gärtner wohnten, schon im Rücken hatten, sagte Seidentopf: „Wie fandest Du Lewin? Mir gefiel er nicht. Keine dreimal, daß er das Wort nahm. Und wie spitz und abgespannt er ausah.“

„Er sprach wenig,“ sagte Marie. „Aber das darf uns nicht Wunder nehmen. Es war heute zu viel für ihn. Und die gestrige Fahrt. Und nach allem, was er durchgemacht hat an Leib und Seele.“

„So weißt Du, was es war?“

Marie nickte.

„Es war, was ich vermuthete. Kathinka ist fort. Aber Sie werden in Guse davon gehört haben?“

„Ja, Bihewitz nahm mich bei Seite und erzählte mir's; aber auch wenn er geschwiegen hätte, ich hätte es dem alten Ladalski von der Stirn gelesen. Er machte den Eindruck eines gebrochenen Mannes.“

„Sie war sein Liebling, aller Menschen Liebling. Und ich glaube fast, ich beneidete sie.“

„Beneide sie nicht, Marie,“ sagte Seidentopf, indem er ihr die Hand reichte. „Du hast das bessere Theil erwählt: Demuth und den Frieden des Gemüths. In ihm allein ist Glück. Und nun: Gute Nacht!“

Und damit trennten sie sich, und der Pastor trat erst in den Flur seines Hauses und dann in sein Studirzimmer ein. Hier war alles dunkel, aber die Läden waren noch nicht geschlossen und der Schnee und die Sterne draußen gaben gerade so viel Licht, als ihm lieb war. Er setzte sich auf das kleine Lederfopha und sah in den winterlich daliegenden Garten hinaus.

„Es kommt doch, wie es kommen soll,“ sagte er. „Ich

bin dessen gewiß. Und jetzt mehr denn je. Kathinka fort. Das ging über alle Berechnung. Sie war die große Gefahr in meinem Exempel.“

Er wollte dem noch weiter nachhängen, aber die großhaubige Haushälterin erschien geräuschvoll, stellte die kleine Studirlampe neben Bedmanns Geschichte der Kurmark Brandenburg und schloß die Läden.

XLVI. Frau Hulen schreibt.

Am andern Morgen saßen die Geschwister allein am Frühstückstisch; Berndt war noch immer nicht zurück, die Schorlemmer in der Wirtschaft thätig. Lewin hatte sich sichtlich erholt, sprach aber wenig, so daß Renate froh war, Hoppenmarieken unter der Aufsicht erscheinen, und wie gewöhnlich durch Erhebung ihres Halsstodes andeuten zu sehen, daß sie Briefe bringe. Gleich darauf trat sie denn auch ein, von der Schorlemmer begleitet, und legte Briefe und Zeitungen auf den Tisch. „De een is von Faulstich,“ sagte sie, was sie, da sie nicht lesen konnte, dem Siegel oder irgend einem andern äußerlichen Zeichen entnommen haben mußte. Und sie hatte Recht. Faulstich schickte seine mehrerwähnte Cantate, und benutzte die Gelegenheit, da sich nach Guse hin keine medianten Briefe mehr richten ließen, den unter Handschuhmacher Pfeiffer ersochtenen Sieg der Kirch-Görzger in einem ironisch pomphaften Bulletin zu verherrlichen. Einzelne Verse unter der Ueberschrift „die Schlacht an der Krampe“, waren eingestreut. In diesen hieß es:

Und als sie sich den Muth gekämpft
An dem Lebenswasser von Danzig,
Durchbrachen sie den rothen Berg,
Alle neunundzwanzig.

Und Görzig und sein Vogel Greif
Kamen in Horn und Eiser,
Da wurde König der Than von Feif,
Unser Handschuhmacher Pfeiffer.“

Hoppenmarieken hatte diese Reime noch mit angehört, und dabei die Hände gefaltet, als ob es Gefangbuchverse wären. Zuletzt aber, als sie den Namen Pfeiffers hörte, fand sie sich zurecht und sagte: „Joa, diß Pfeiffer, diß lütt Humpelbeen. In Schullen säät he immer; nu wahrens am wull übere Kopp tosamensloan.“ Und damit griff sie nach ihrer Kiepe und stapfte wieder aus dem Zimmer hinaus.

Lewin schob den Brief zurück, der ihn wenig angenehm berührt hatte. „Ganz Faulstich; immer ein Auge für das Lächerliche, und weiter nichts. Kein Einsehen seiner selbst. Da bin ich doch schließlich mehr noch für Handschuhmacher Pfeiffer. Aber laß sehen, was der andere Brief bringt.“

Dieser „andere“ war ein kleines, auf der Rückseite mit einem Glaube-Liebe-Hoffnung-Vertschaft gesiegeltes Biered oben auf, aber mit einer ziemlich langen hintereinander fortlaufenden Adresse versehen, die sich durch Rechtschreibung gerade nicht auszeichnete. „Seiner Edelgeboren Herrn Lewin von Bihewitz, zur Zeit in Hohen-Biez bei Küstern; frei.“ Lewin glaubte die Schriftzüge oft gesehen zu haben und wußte doch nicht wo. Neugierig erbrach er das Siegel, um nach der Unterschrift zu sehen. „Von meiner alten Hulen!“

„D lies,“ sagte Renate, und die Schorlemmer setzte hinzu: „Das wird uns besser gefallen.“

„Wer weiß,“ meinte Lewin. Aber man hörte seiner Stimme an, daß er desselben Glaubens und seiner Sache ziemlich sicher war. Und so las er:

„Lieber junger gnädiger Herr!

Es sind jetzt recht schwere Zeiten, wie mir Fräulein Renate von Bohlendorf her geschrieben hat, damit ich doch wüßte, wo Sie wären. Und das war eine rechte Güte von dem lieben Fräulein.

Ja, schwere Zeiten sind es, und ich mag gar nicht davon sprechen. Aber das muß ich Ihnen als eine alte Frau doch sagen, es war nichts für Sie. Ich habe es gleich gesehen; sie war wohl schlant wie eine Wespe, aber die stechen auch, und dann muß man Erde auflegen, daß der Schmerz vergeht. Und ist es das Herz, dann ist es schlimm. Ja, lieber junger Herr, so war es auch mit Ihnen, daß Ihnen Erde aufgelegt wer-

den sollte. Aber der liebe Gott wollte es nicht und hat anders geholfen, ohne Tod und Sterben, und hat Sie zu einem rechten Glücke aufgehoben." Bis hierher hatte Lewin gelesen, aber jetzt stimmerte es ihm vor den Augen, und er ließ die Hand sinken, in der er des Blatt hielt.

Kenate nahm es und wiederholte leise: „Zu einem rechten Glücke aufgehoben." Dann fuhr sie fort: „Das weiß ich ganz bestimmt. Das habe ich Ihnen angesehen, denselben Tag als Sie bei mir mieteten und gleich sagten: „Das finde ich zu wenig, Frau Huln," und mir aus freien Stücken zulegt. Ach, wer so ein Herz für die armen Leute hat, für den hat der liebe Gott ein Herz und läßt ihn nicht umkommen, und Sie haben es auch wohl erfahren, was wir letzten Sonntag wieder gesungen haben:

Oft hast du mich gelabet,
Mit Himmels Brot gespeist,
Mit Trost mich reich begabet —"

Am Familientische.

Essäfer Mädchen im Schiffe.

(Zu dem Bilde auf S. 633.)

Wo der Meien zwischen Baden und dem Esfäz ruhig und breit dahinströmt, bildet er viele Arme, zwischen denen schiff- und rohrbenachene Inseln liegen. Da haust allerhand Wassergeflügel, und die schmucken Essäferinnen, die hier auf die Inseln kamen, um Noth zu schneiden mit der krummen Sichel, und sich in tiefer Einsamkeit wohnen, werden weiblich erschrucht durch die im raschen Laufe dahinspringenden Netze, welche nicht selten auf diesen Inseln sind. Der Maler des idyllischen Bildes ist ein Essäfer, G. Jundt.

Der Kajal der Grönländer.

(Zu dem Bilde auf S. 641.)

Der dänische Maler Rasmussen, von dem unser heutiges Bild stammt, hat dazu die Studien an Ort und Stelle gemacht. Bei einem Fischerboote, wie es die grönländischen Eskimos sind, kommt es natürlich darauf an, daß die Geräthchaften, welche sie zur Erlangung ihres Lebensunterhaltes in der eisigen Polarregion bedürfen, auch gut und tüchtig gebaut sind. Und man kann dreist behaupten, daß ihre Fellboote oder Kajats das vollkommenste in ihrer Art sind, wenn auch der Gebrauch schwer zu erlernen ist. Denn das Befahren des oft eis erfüllten Meeres mit den leicht zerbrechlichen Fahrzeugen, das Harpunieren des weichen Delphins oder Karmals und Seehundes von demselben aus, erfordert einen hohen Grad von Übung und Vertrautheit mit den mancherlei Gefahren, die diese Beschäftigung und das Element, auf dem sie betrieben wird, erzeugen. Der Kajal ist ein etwa achtzehn Fuß langes, sehr schmales und niedriges Boot, dessen dünne Holzrippen mit Seehundleder überzogen sind. In der Mitte des sonst völlig durch den Fellüberzug geschlossenen Fahrzeuges befindet sich eine kreisförmige Oeffnung, gerade abgepaßt für den Leibumfang eines Mannes. Dabei ist das Boot so leicht, daß der Grönländer es über das Eis oder Land auf seinem Kopfe wegstagen kann.

Alle Geräte, die zum Seehundsfange notwendig sind, befinden sich an dem Schiffelein angebracht oder befestigt. Das wichtigste ist die große Harpune, die mit einem Wurholze gelehndert wird und durch

Ja, lieber junger Herr, das sind rechte Trostesworte, so recht für arme Leute geschrieben. Und am Ende sind wir alle arm, auch wenn wir reich sind. Sie wissen schon warum.

Und dieses alles hatte ich Ihnen schreiben wollen, lieber Herr Lewin, wie ich Sie als alte Frau doch wohl nennen darf. Und wenn Sie wieder bei Wege sind, da werden Sie doch wohl wieder bei der alten Huln wohnen wollen. Das meinte das gnädige Fräulein auch. Und Sie kriegen solche Wohnung auch gar nicht wieder, denn es paßt alles. Der „grüne Baum", und die Singuhr, und die Klosterkirche. Aber von der will ich weiter nicht reden, weil sie so katholisch aussieht.

Bitte, grüßen Sie das gnädige Fräulein, die so gut ist und an eine alte Frau gedacht hat, als welche ich hochgeneigt bin, und verbleibe Ihre Wilhelmine Huln, geb. Petermann."

(Fortsetzung folgt.)

einen langen Riemen von Seehundshaut mit einer Blase in Verbindung steht, die dazu bestimmt ist, den harpunierten Seehund zu verhindern, daß er unter Wasser taucht. Mit seinem Kajal gleichsam verwachsen wie der Reiter mit seinem Rosse, beherrscht der Eskimo selbst den furchtbarsten Wogenschwoll. Sein leichtes Doppelruder in der Hand, seine Harpune vor sich, das Gleichgewicht wie ein Kunstreiter haltend, fliegt er pfeilschnell über die bewegte Fläche dahin, und sollte eine Welle ihn umwerfen, so weiß er mit seinem Ruder sich leicht wieder in die Höhe zu arbeiten. Für die Weiber gibt es größere und plumpere Fahrzeuge, die sogenannten Umats. Der Kajal ist das ausschließliche Boot der Männer; schon die zwölfjährigen Knaben haben ihre eigenen Kajats und üben sich unter der Aufsicht der Alten fleißig darin. Er ist jedenfalls ihr Hauptberufshilf, das für sie von ebenhoher Bedeutung ist wie bei uns für den Jäger die Klinte. Zu den Missionsgemeinden der Herrnhuter Brüder, wo auch das Armenweien der Eingeborenen geordnet ist, erhalten arme Männer und Kinder in angesehener Kajal, um sich nun selbst ihren Lebensunterhalt erwerben zu können.

Für einen Angeübten ist die Fahrt in einem Kajal ein schweres Ding, und nicht schnell lernt ein Europäer damit zu hantieren. Als nach dem Untergang des deutschen Polarforschungsschiffes „Ganja" die Mannschaft desselben auf einer Eishölle an die grönländische Küste getrieben und bei den Missionaren dort freundliche Aufnahme gefunden, da war es der zweite Steuermann, Vade, welcher sich während seines Aufenthaltes bei den dortigen Eskimos im Kajalfahren so vervollkommnete, daß er zu Hause auf dem Schmeeriner See in einem mitgebrachten Kajal die neuerlernte Kunst mit dem besten Erfolge zeigen konnte.

Inhalt: Un capriccio. (Schluß). Novelle aus der ital. Gesellschaft. Von M. Lion. — Der König auf der Klucht. — Die Donau ein Nebenfluß des Rheins. Mit Karikatur. — Das sozialdemokratische Fräulein im Reichstage. Von Franz Mehring. — Vor dem Sturm. (Fortsetzung.) Roman von Fontane. — Am Familientische: Essäfer Mädchen im Schiffe. Zu dem Bilde von G. Jundt. — Der Kajal der Grönländer. Zu dem Bilde von Rasmussen.

Bum Bildnis des Kaisers.

Von unserem Anerbieten, dasselbe zu weiterer Verbreitung über die Auflag des Daheim hinaus zum Preise von 60 Pf. auf gewöhnlichem Papier und zu 1 Mark 50 Pf. auf extrastarkem Papier apart abzugeben, ist so ausgiebiger Gebrauch gemacht worden, daß die große für diesen Einzelverkauf bestimmte Auflage nahezu vergriffen ist. Wir müssen daher weitere Respektanten bitten, sich bald zu melden, falls sie ihre Wünsche noch berücksichtigt sehen wollen.

Wir haben die Genußthuung, das schöne Bild in viele tausende deutscher Häuser gebracht zu haben, wo es, wie mehrere Zuschriften sich ausdrücken, besser wirken wird als hogenlange Artikel. Es war uns eine Freude zu sehen, wie dankbar dieser Gedanke aufgegriffen worden ist. Lehrer haben die Schulzimmer, Post-, Gerichts- und andere Beamte die Diensträume damit geschmückt, Fabrikherren, Arbeitgeber und Grundbesitzer haben sich Anzahlen kommen lassen, um sie an ihre Arbeiter zu vertheilen; in zehn Mannschafsstuben der Kompagnie eines Infanterieregiments zu Mey hängen zehn Exemplare, aus den Mitteln der Leute angeschafft und eingerahmt; der Ortsvorsitzer des Dorfes Kleinbeeren hat sein Exemplar in der Amtsstube aufgehängt und mit folgender gutgemeinter Unterschrift versehen:

Es weht ein Hauch durchs ganze Reich,
Voll Schmerz und Freude, beide gleich;
Die Frage allerorts tritt ein:
Wer mag des Kaisers Hüter sein?
Lieb' Kaiser mein, kannst ruhig sein,
Lieb' Kaiser mein, kannst ruhig sein,
Dich schützt Dein Herrgott ganz allein."

So könnten wir zahlreiche Bände aus den Schicksalen dieses Bildnisses erzählen, die alle zeugen würden von der ungemessenen Liebe, mit der das Volk an seinem Kaiser hängt. Uns aber ist es eine hohe Freude gewesen, zur rechten Zeit das rechte Mittel geboten zu haben, durch welches diese Empfindung einen gemeinsamen Ausdruck fand.

Daheim-Redaktion.

Herausgeber: Dr. Robert Koenig und Theodor Hermann Pantentus in Leipzig. Für die Redaktion verantwortlich Otto Alasing in Leipzig.
Verlag der Daheim-Expedition (Pelhagen & Alasing) in Leipzig. Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Charakterbilder vom Congreß.



Lord Beaconsfield auf dem Wege vom Kaiserhof zum Reichskanzleramt.
Nach dem Leben.

